This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

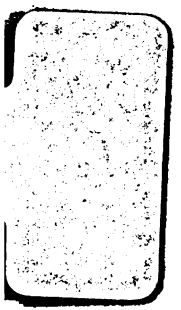
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575037 6



Frau Bertha Garlan

Novelle

von

Arthur Schnitzler

Sechste Auflage

S. Fischer, Verlag, Berlin
1908

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
914592
L

Alle Rechte, insbesondere das
der Übersetzung, vorbehalten.

Langsam schritt sie den Hügel hinab; nicht über die breite Fahrstraße, die in Windungen zur Stadt hinunterlief, sondern über den schmalen Weg zwischen den Weingeländen. Ihr kleiner Bub, den sie an der Hand hielt, ging immer einen Schritt voraus, denn für Beide war nicht Platz genug. Die späte Nachmittagssonne strahlte ihr entgegen und hatte noch so viel Kraft, daß Bertha ihren dunklen Strohhut ein wenig tiefer in die Stirn drücken und den Blick senken mußte. Auf den Hängen, an die die kleine Stadt sich lehnte, flimmerte es wie ein goldener Nebel, die Dächer unten glänzten, und der Fluß, der dort, außerhalb der Stadt, zwischen den Auen hervorkam, zog leuchtend ins Land. Die Luft war ganz regungslos, und die Kühle des Abends schien noch fern.

Bertha blieb einen Augenblick stehen und sah um sich. Sie war ganz allein mit ihrem Buben, und eine merkwürdige Stille war um sie. Auch

oben auf dem Friedhof hatte sie heute Niemanden begegnet, nicht einmal die alte Frau, die sonst die Blumen begoß, den Gräberschmuck in gutem Stand erhielt, und mit der sie manchmal plauderte. Es kam Bertha vor, als wäre sie schon recht lang vom Hause fort und hätte schon lang mit Niemandem gesprochen. Jetzt schlug es von einem Kirchturme sechs Uhr. So war noch kaum eine Stunde verflossen, seit sie ihre Wohnung verlassen, und noch kürzere Zeit, daß sie auf der Straße mit der schönen Frau Rupius geplaudert. Und selbst die wenigen Minuten, die verstrichen waren, seit sie am Grabe ihres Mannes gestanden, schienen ihr schon weit zu liegen. —

„Mama!“ hörte sie plötzlich ihren Buben rufen. Er hatte sich von ihrer Hand losgemacht und war vorausgelaufen. „Mama, ich kann schneller gehen als Du!“

„So warte doch, Fritz!“ rief Bertha. „Du wirst die Mama doch nicht allein lassen.“ Sie folgte ihm und nahm ihn wieder bei der Hand.

„Gehen wir schon nach Hause?“ fragte der Kleine.

„Ja, Fritz, wir wollen uns zum offenen Fenster setzen, solang, bis es ganz dunkel wird.“

Bald waren sie am Fuß des Hügels angelangt und spazierten nun unter den schattigen Kastanien, neben der staubweißen Reichsstraße, dem Städtchen zu. Auch hier trafen sie nur wenige Menschen. Auf der Fahrstraße kamen ihnen ein paar Lastwagen entgegen, die Kutscher trotteten daneben, die Peitsche in der Hand, zwei Radfahrer kamen aus der Stadt und fuhren landeinwärts, Staubwolken hinter sich lassend. Unwillkürlich blieb Bertha stehen, sah den Beiden nach, bis sie beinahe ganz verschwunden waren.

Indeß war der Kleine auf eine Bank geklettert. „Schau, Mama, was für eine Kunst ich kann!“ rief er aus und machte sich bereit, herunterzuspringen. Die Mutter faßte ihn bei den Armen und hob ihn sorgsam herab. Dann setzte sie sich.

„Bist Du müd?“ fragte der Kleine.

„Ja,“ sagte sie und wunderte sich selbst, daß es so war. Denn jetzt erst fühlte sie, daß die schwüle Luft sie bis zur Schläfrigkeit ermattet hatte. Sie erinnerte sich übrigens nicht, jemals Mitte Mai so warme Tage erlebt zu haben.

Von der Bank aus, auf der sie saß, konnte sie den Weg zurück verfolgen, den sie gekommen war, wie er zwischen den Weingeländen in der Sonne

hinauflief, bis zu der hell glänzenden Friedhofmauer. Es war ein Spaziergang, den sie zwei oder drei Mal in der Woche zu machen pflegte. Schon lange hatte dieser Weg für sie nichts Anderes zu bedeuten. Wenn sie dort oben auf dem gepflegten Kies, zwischen den Kreuzen und Steinen umherwandelte, und am Grab ihres Mannes ein stilles Gebet verrichtete oder auch ein paar Feldblumen hinlegte, die sie auf dem Hinweg selbst gepflückt, empfand sie kaum mehr die leiseste schmerzliche Bewegung. Freilich waren nun drei Jahre hingegangen, seit sie ihn begraben, ebenso viele als sie mit ihm zusammen verlebt hatte. —

Ihre Augen schlossen sich. Sie gedachte ihrer Ankunft in der Stadt, wenige Tage nach ihrer Hochzeit, die noch in Wien stattgefunden. Sie hatten eine kleine Reise gemacht, wie sie sich eben ein Mann in geringen Verhältnissen gestatten konnte, der eine Frau ganz ohne Mitgift geheiratet. Sie waren mit dem Schiff von Wien aus stromaufwärts gefahren und hatten in einem kleinen Ort in der Wachau, ganz nahe ihrem künftigen Bestimmungsort, ein paar Tage zugebracht. Bertha erinnerte sich noch deutlich des kleinen Gasthofs, in dem sie gewohnt, des Gärtchens am Fluß, wo sie nach Sonnenuntergang zu sitzen pflegten, an diese ruhigen und

etwas langweiligen Abende, die so völlig anders waren, als sie sich, ein ganz junges Mädchen, die Abende einer jungen Ehe vorgestellt. Freilich, sie hatte sich bescheiden müssen.

Sie war sechsundzwanzig Jahre alt und stand ganz allein, als Victor Mathias Garlan um sie anhielt. Ihre Eltern waren eben gestorben. Der eine ihrer Brüder war schon lang vorher nach Amerika gegangen, um dort als Kaufmann sein Glück zu versuchen, der jüngere war beim Theater, hatte eine Schauspielerin zur Frau genommen und spielte auf deutschen Bühnen dritten Rangs Komödie. Zu ihren Verwandten stand sie kaum in Beziehung, nur im Haus einer Cousine, die einen Advokaten geheiratet, verkehrte sie zuweilen. Aber auch diese Freundschaft war mit jedem Jahr kühler geworden, da die junge Frau mit einer Art Inbrunst sich ausschließlich ihrem Mann und ihren Kindern widmete und wenig Interesse mehr für die unverheiratete Freundin übrig hatte.

Herr Garlan war ein entfernter Verwandter von Berthas verstorbener Mutter; er hatte in früheren Jahren viel im Hause verkehrt und dem jungen Mädchen in etwas unbeholfener Weise den Hof gemacht. Damals hatte Bertha keinen Grund, ihn zu

ermuthigen, das Leben und das Glück zeigte ſich ihr in anderen Geſtalten. Sie war jung und hübſch, die Verhältniſſe im Hauſe ihrer Eltern waren behaglich, wenn auch nicht reich, und ihr lag die Hoffnung näher, als eine große Klaviervirtuoſin, vielleicht als Gattin eines Künſtlers, in der Welt umherzuziehen, denn im Frieden der Familie eine beſcheidene Exiſtenz zu führen. Aber dieſe Hoffnung verblaßte bald, da ihr Vater eines Tags in einer Aufwallung ſeiner bürgerlichen Anſchauungen ihr den weiteren Beſuch des Konſervatoriums nicht mehr geſtattete, wodurch ſowohl ihre Ausſichten auf eine Künſtlerlaufbahn, als ihre Beziehungen zu dem jungen Violinſpieler, der ſeither ſo berühmt geworden war, ein Ende nahmen. Dann verfloſſen ein paar Jahre in einer ſonderbaren Dumpfheit; anfangs mochte ſie wohl etwas wie Enttäuſchung oder gar Schmerz empfunden haben, aber das hatte gewiß nicht lange gedauert. Später waren Bewerber gekommen, ein junger Arzt und ein Kaufmann, die ſie beide nicht hatte nehmen wollen; den Arzt, weil er zu häßlich, den Kaufmann, weil er in einer Provinzſtadt anſäſſig war. Die Eltern redeten ihr auch nicht lebhaft zu. Aber als Bertha ſechsundzwanzig alt wurde und der Vater durch einen Bankerott ſein kleines Vermögen

verlor, mußte ſie verſpätete Vorwürfe hören wegen aller möglichen Dinge, die ſie ſelbſt zu vergeſſen anfing: wegen ihrer früheren künſtleriſchen Pläne, wegen jener längſtvergangenen ausſichtsloſen Geſchichte mit dem Violinſpieler, wegen ihrer ablehnenden Haltung gegen den häßlichen Arzt und den Kaufmann aus der Provinz. Zu dieſer Zeit war Victor Mathias Garlan nicht mehr in Wien anſäſſig; die Verſicherungsgeſellſchaft, in der er ſeit ſeinem zwanzigſten Jahr als Beamter thätig war, hatte ihn vor zwei Jahren, auf ſeinen eigenen Wunſch, als Leiter einer neugegründeten Filiale nach der kleinen Stadt an der Donau verſetzt, wo ſein verheirateter Bruder als Weinhändler lebte. Als er damals in Berthas Hauſe Abſchied genommen, hatte er in einem längeren Geſpräch, das auf Bertha einen gewiſſen Eindruck übte, erwähnt, daß er beſonders deshalb um ſeine Verſetzung nach der kleinen Stadt angeſucht, weil er ſich alt werden fühlte, nicht mehr zu heiraten gedächte und doch gern eine Art Heim bei Leuten hätte, die ihm naheſtänden. Die Eltern hatten damals über ſeine Auffaſſung, die etwas hypochondriſch ſchien, geſcherzt; denn Garlan war kaum vierzig Jahre alt. Bertha aber fand ſie ſehr vernünftig, denn ihr war Garlan nie eigentlich

jung vorgekommen. Im Lauf der nächſten Jahre kam Victor Mathias Garlan öfters geſchäftlich nach Wien und verſäumte niemals, die Familie aufzuſuchen. Dann pflegte Bertha nach dem Nachtmahl Klavier vorzuſpielen, und er hörte ihr mit einer gewiſſen Andacht zu, ſprach wohl auch von ſeinem kleinen Neffen und von ſeiner kleinen Nichte, die beide ſehr muſikaliſch wären und der er oft von Fräulein Bertha erzählte als der vorzüglichſten Klavierſpielerin, die er je gehört. Es ſchien ſonderbar und die Mutter konnte gelegentlich ihre Bemerkungen darüber nicht unterdrücken, daß Herr Garlan ſeit ſeiner ſchüchternen Werbung in früherer Zeit auch nicht mehr die leiſeſte Anſpielung auf Vergangenes oder gar auf eine mögliche Zukunft gewagt hatte, und zu den anderen Vorwürfen, die Bertha zu hören bekam, geſellte ſich nun auch der, daß ſie Herrn Garlan mit zu großer Gleichgiltigkeit, ja mit Kälte begegnete. Bertha ſchüttelte nur den Kopf, denn ſie ſelbſt dachte auch damals noch nicht daran, den etwas unbeholfenen Mann, der vor der Zeit alterte, zu heiraten. Nach dem plötzlichen Tod der Mutter, welcher erfolgte, während der Vater ſchon durch viele Monate krank war, erſchien Herr Garlan wieder in Wien und teilte mit, daß er einen vierwöchigen Ur-

laub genommen, den einzigen, um den er jemals angesucht. Bertha merkte wohl, daß er nur gekommen war, um ihr in dieser schweren Zeit beizustehen. Und als nun auch der Vater eine Woche nach dem Begräbniß der Mutter starb, erwies sich Garlan als treuer Freund und zudem von einer Energie, die sie ihm nie zugetraut hatte. Er veranlaßte seine Schwägerin, auf einige Wochen nach Wien zu kommen, um der Verwaisten in der ersten Zeit beizustehen und sie ein wenig zu zerstreuen; und er ordnete die geschäftlichen Angelegenheiten geschickt und schnell. Er war von einer Herzlichkeit, die Bertha in diesen schlimmen Tagen sehr wohl that, und als er sie nach Ablauf seines Urlaubs fragte, ob sie seine Frau werden wollte, nahm sie seinen Antrag mit dem Gefühl der tiefsten Dankbarkeit an. Sie wußte wohl, daß sie sonst genötigt gewesen wäre, sich nach wenigen Monaten vielleicht durch Lektionen ihr Brot selbst zu verdienen, überdies hatte sie Garlan so schätzen gelernt und sich so sehr an ihn gewöhnt, daß sie ihm in der Stunde, da er sie in die Kirche zur Trauung führte und im Wagen zum ersten Mal fragte, ob sie ihn lieb hätte, ein aufrichtiges Ja zur Antwort geben konnte.

Schon in den ersten Tagen merkte sie freilich

ſelbſt, daß ſie keine Liebe für ihn fühlte. Seine Zärtlichkeit ließ ſie ſich eben gefallen, anfangs mit einem gewiſſen Staunen der Enttäuſchung, ſpäter mit Gleichgiltigkeit, und erſt als ſie ſich Mutter fühlte, mit dem guten Willen, ſie zu erwidern. An das ſtille Weſen in der kleinen Stadt hatte ſie ſich raſch gewöhnt, um ſo leichter, als ſie auch in Wien zurückgezogen gelebt. In der Familie ihres Mannes fühlte ſie ſich recht wohl; der Schwager ſchien ihr ganz liebenswürdig und luſtig, wenn auch mitunter derb; ſeine Frau war gutmütig und zuweilen etwas traurig. Der Neffe — zur Zeit, als Bertha in die Stadt kam, zählte er dreizehn Jahre — war hübſch und keck; die Nichte ein ſehr ſtilles Kind von neun Jahren, mit großen, erſtaunten Augen, war Bertha von allem Anfang an am herzlichſten zugethan. Als Bertha ihren Buben bekam, wurde er von den Kindern als willkommenes Spielzeug begrüßt, und in den nächſten zwei Jahren fühlte ſie ſich vollkommen glücklich. Ja, ſie glaubte zuweilen, daß ihr Schickſal ſich gar nicht günſtiger hätte geſtalten können. Der Lärm, die Unruhe der großen Stadt erſchienen ihr in der Erinnerung wie etwas Unangenehmes, beinahe Gefährliches, und als ſie einmal mit ihrem Mann hineingefahren war, um einige

Einkäufe zu machen und der Zufall es fügte, daß es ein ärgerlicher, schmutziger Regentag war, schwur sie sich zu, niemals wieder diese langweilige und überflüssige Reise von drei Stunden zu unternehmen.

Ihr Mann starb plötzlich, an einem Frühlingsmorgen, drei Jahre, nachdem er sie geheiratet. Ihre Bestürzung war groß. Sie fühlte, daß sie diese Möglichkeit überhaupt nie im Auge gehabt hatte. Sie blieb in recht beschränkten Verhältnissen zurück. Aber bald wurde von der Schwägerin eine liebenswürdige Art gefunden, die Witwe zu unterstützen, ohne daß es wie ein Almosen ausgesehen hätte. Man bat sie, die Kinder im Klavierspiel weiter auszubilden und verschaffte ihr auch in einigen anderen Häusern der Stadt Lektionen. Es war ein stilles Uebereinkommen, daß man immer so that, als wenn sie diese Lektionen nur übernommen, um sich ein wenig zu zerstreuen, und daß man sie dafür bezahlte, weil man sich ja ihre Zeit und Mühe unmöglich schenken lassen konnte. Was sie nun auf diese Weise verdiente, genügte vollkommen, um ihre Einnahmen in einer für ihre Lebensweise ausreichenden Art zu ergänzen. So war sie denn, nachdem erst der Schmerz und dann die Traurigkeit über das Hinscheiden ihres Mannes überwunden war,

wieder ganz zufrieden und heiter. Ihr bisheriges Leben war nicht so verfloſſen, daß ſie jetzt irgend etwas zu entbehren glaubte. In ihren Gedanken an die Zukunft beſchäftigte ſie kaum je Anderes als das allmähliche Heranwachſen ihres Kleinen, und nur ſelten flog ihr die Möglichkeit einer neuen Heirat durch den Sinn, immer ganz flüchtig, da ſich noch Niemand gezeigt, an den ſie in dieſer Hinſicht ernſtlich denken mochte. Regungen von jugendlichen Wünſchen, die ihr zuweilen in wachen Morgenſtunden kamen, verflogen immer wieder im gleichmäßigen Lauf der Tage. Erſt ſeit Beginn dieſes Frühlings fühlte ſie ſich weniger behaglich als bisher; ſie ſchlief nicht mehr ſo ruhig und traumlos als früher, ſie hatte zuweilen eine Empfindung der Langeweile, die ſie nie gekannt, und das Sonderbarſte war eine plötzliche Ermattung, die ſie manchmal bei helllichtem Tage überkam, in der ſie das Kreiſen des Blutes in ihrem ganzen Körper zu verſpüren meinte, und die ſie an eine ganz frühe Epoche ihrer Mädchenzeit erinnerte Anfangs war ihr das Gefühl in aller ſeiner Bekanntheit doch ſo fremd, daß ihr war, als hätte ihr einmal eine ihrer Freundinnen davon erzählt. Erſt als es ſich häufiger wiederholte, beſann ſie ſich, daß ſie ſelbſt es ſchon früher erlebt hatte.

Sie ſchauerte zuſammen und es war ihr, als erwachte ſie aus einem Schlaf. Sie öffnete die Augen. Die Luft ſchien ihr wie in einer ſchwirrenden Bewegung. Die Straße lag bereits zur Hälfte im Schatten, die Friedhofmauer oben auf dem Hügel glänzte nicht mehr; Bertha bewegte ihren Kopf einigemal raſch hin und her, wie um ſich ganz zu erwecken. Ihr ſchien, als wäre ein ganzer Tag, eine ganze Nacht verfloſſen, ſeit ſie ſich hierher auf die Bank geſetzt. Wie ging das nur zu, daß ihr die Zeit ſo auseinander rann? Sie ſah um ſich. Wo war denn ihr Bub? Da hinter ihr ſpielte er mit den Kindern des Doktor Friedrich, das Kindermädchen kniete neben ihnen auf dem Boden und half ihnen aus Sand eine Burg bauen. Die Allee war nun belebter als früher. Bertha kannte beinah alle Leute, jeden Tag ſah ſie dieſelben. Da ſie aber die meiſten ſelten ſprach, zogen ſie wie Schatten an ihr vorbei; hier kam der Sattler Peter Nowak mit ſeiner Frau, auf ſeinem kleinen Landwagen fuhr Doktor Rellinger vorbei und grüßte ſie, hier kamen die beiden Töchter des Hausbeſitzers Wendelein, und dort radelte der Leutnant Baier mit ſeiner Braut langſam die Straße ins Land hinaus. Dann ſchien wieder alle Bewegung auf kurze Zeit vorbei, und Bertha hörte

nichts als das Lachen der Kinder hinter sich. Jetzt sah sie wieder Jemanden von der Stadt her langsam herankommen, den sie schon von weitem erkannte. Es war Herr Klingemann, der sie in der letzten Zeit öfter als früher anzureden pflegte. Vor zwölf oder fünfzehn Jahren war er aus Wien in die kleine Stadt übergesiedelt; es hieß, daß er früher Arzt gewesen und seine Praxis wegen irgend eines Kunstfehlers oder eines noch böseren Versehens hatte aufgeben müssen. Andere behaupteten, daß er es überhaupt nie bis zum Doktor gebracht und schließlich als alter Student das Studiren aufgegeben. Er selbst gab sich als Philosophen aus, den das Leben in der Großstadt, nachdem er es bis zum Ueberdruß genossen, angewidert und der deshalb in die kleine Stadt gezogen war, wo er mit den Resten seines Vermögens anständig leben konnte. Er war jetzt kaum älter als fünfundvierzig, hatte noch seine guten Tage, sah aber meistens recht verwittert und unangenehm aus. Schon von weitem lächelte er der jungen Witwe zu, beeilte seine Schritte aber nicht und blieb endlich mit einem spöttischen Kopfnicken, das sein Gruß gegenüber Jedermann war, vor ihr stehen.

„Guten Abend, schöne Frau," sagte er.

Sie erwiderte ſeinen Gruß. Es war heute einer jener Tage, wo er wieder auf Jugend und Eleganz Anſpruch zu machen ſchien. Er war in einen dunkelgrauen Gehrock wie eingeſchnürt und hatte auf dem Kopf einen ſchmalkrempigen, braunen Strohhut mit ſchwarzem Band; dazu trug er eine ganz kleine rothe Kravatte, die etwas ſchief ſaß. Nachdem er eine Weile geſchwiegen und ſeinen leicht angegrauten blonden Schnurrbart hinauf und hinunter gezogen hatte, ſagte er: „Sie kommen wohl von dort oben, gnädige Frau?“ Er wies mit der einen Hand, ohne ſeinen Kopf oder nur ſeine Augen zu wenden, gewiſſermaßen verächtlich über ſeine Schulter nach rückwärts in die Gegend des Friedhofs. Herr Klingemann galt in der ganzen Stadt als ein Mann, dem nichts heilig war; und Bertha mußte, als er ſo vor ihr ſtand, an allerlei denken, was man von ihm erzählte. Es war bekannt, daß er ein Verhältniß mit ſeiner Köchin hatte, die er übrigens „Wirtſchafterin“ nannte, zugleich ein anderes mit einer Tabaktrafikantin, welche ihn mit einem Hauptmann des hier ſtationirten Regiments betrog, was er Bertha mit ſtolzer Trauer erzählt hatte; außerdem gab es einige heiratsfähige Mädchen in der Stadt, die für ihn ein gewiſſes Intereſſe hegten. Spielte man

darauf an, ſo pflegte er höhniſche Bemerkungen über das Inſtitut der Ehe im allgemeinen zu machen, was ihm zwar von Manchem übel vermerkt wurde, im Ganzen aber doch den Reſpekt vor ihm erhöhte.

„Ich habe einen kleinen Spaziergang gemacht,“ ſagte Bertha.

„Allein?“

„O nein, mit dem Buben.“

„Richtig, da iſt er ja! Grüß' Dich Gott, kleiner Sterblicher.“ Er ſah, während er das ſagte, über den Kleinen hinweg. „Darf man ſich auf einen Augenblick zu Ihnen ſetzen, Frau Bertha?“ Er ſprach ihren Namen ſpöttiſch aus, und ſetzte ſich, ohne ihre Antwort abzuwarten. „Ich habe Sie heute Vormittag Klavier ſpielen gehört,“ fuhr er fort. „Wiſſen Sie, was ich für einen Eindruck habe? Daß Ihnen die Muſik Alles erſetzen muß.“ Er wiederholte: „Alles“ und ſah ſie dabei an, daß ſie rot wurde. Dann fuhr er fort: „Wie ſchade, daß ich ſo ſelten Gelegenheit habe, Sie zu hören! Wenn ich nicht zufällig an Ihrem offenen Fenſter vorbeigehe, während Sie ſpielen —“

Bertha merkte, daß er immer näher an ſie herangerückt war und mit ſeinem Arm den ihren berührte. Sie rückte unwillkürlich weg. Plötzlich

fühlte ſie ſich von rückwärts umſchlungen, ihren Kopf über die Lehne der Bank zurückgebeugt, eine Hand über ihre Augen gehalten. Einen Moment lang hatte ſie die Empfindung, als fühlte ſie die Hand Klingemanns über den Augenlidern und rief: „Aber ſind Sie denn verrückt!“ Die lachende Stimme eines Knaben hinter ihr erwiderte: „Nein, wie komiſch das iſt, wenn Du mir „Sie“ ſagſt, Tante Bertha!“

„So laß mich doch wenigſtens die Augen aufmachen, Richard!“ ſagte Bertha und verſuchte, die Hände von ihren Augen zu entfernen; dann wandte ſie ſich um und fragte: „Kommſt Du vom Hauſe?“

„Ja, Tante, da hab' ich Dir auch die Zeitung mitgebracht.“ Bertha nahm ihm das Blatt aus der Hand und begann darin zu leſen. Indeß ſtand Klingemann auf und wandte ſich zu Richard. „Haben Sie ſchon Ihre Aufgaben gemacht?“ fragte er ihn.

„Wir haben überhaupt keine Aufgaben mehr, Herr Klingemann, denn im Juli haben wir Matura.“

„Alſo wirklich, das nächſte Jahr ſind Sie ſchon Student?“

„Das nächſte Jahr? Im Herbſt!“ Dabei ſchwippte er mit den Fingern über die Zeitung der Tante.

„Was willſt Du denn, ungezogener Burſch?“

„Du, Tante, wirſt Du mich in Wien beſuchen?“

„Ja, könnt' mir einfallen! Ich werd' froh ſein, wenn ich Dich los bin.“

„Da kommt Herr Rupius,“ ſagte Richard.

Bertha ließ das Blatt ſinken. Sie ſah in die Richtung, welche Richards Blick wies. In der Allee von der Stadt her kam in einem Rollſtuhl, den ein Dienſtmädchen vor ſich herſchob, ein Mann herangefahren; er hatte den Kopf unbedeckt, der weiche Hut lag auf ſeinem Schooß, von dem ein Plaid bis über ſeine Füße herabfiel. Die Stirn war hoch, die Haare ſchlicht und blond, an der Stirngrenze ergraut, die Augen eigentümlich groß. Als er an der Bank vorüberfuhr, neigte er nur leicht den Kopf, ohne zu lächeln. Bertha wußte, daß er ſicher hätte anhalten laſſen, wenn ſie allein geweſen wäre; er ſah auch nur ſie an, als er vorbeifuhr, und ſein Gruß ſchien nur ihr zu gelten. Ihr war, als hätten ſeine Augen noch nie ſo ernſt geblickt als heut. Das machte ſie ſehr traurig, denn ſie hatte ein tiefes Mitleid mit dem gelähmten Mann.

Als er vorüber war, ſagte Klingemann: „Armer Teufel! Und das Weibchen iſt wohl wieder einmal in Wien?“

„Nein," sagte Bertha beinah erzürnt, „ich hab' sie vor einer Stunde gesprochen." Klingemann schwieg, denn er fühlte, daß weitere Bemerkungen über die geheimnißvollen Reisen der Frau Rupius sich mit seinem eigenen Ruf als freidenkender Mensch nicht vertragen hätten.

„Wird er wirklich nie wieder gehen können?" fragte Richard.

„Nie," sagte Bertha. Sie wußte es, weil es ihr Herr Rupius selbst einmal gesagt hatte, als sie ihn besuchte, während seine Frau in Wien war. Er kam ihr in diesem Augenblick besonders elend vor, denn gerade als Herr Rupius an ihnen vorbeigerollt wurde, war sie beim Lesen der Zeitung auf den Namen von Einem gestoßen, den sie für einen Glücklichen hielt. Unwillkürlich las sie noch einmal. „Unser berühmter Landsmann Emil Lindbach ist von seiner Kunstreise durch Spanien und Frankreich, die ihm große Triumphe brachte, vor wenigen Tagen wieder nach Wien zurückgekehrt. In Madrid hatte der ausgezeichnete Künstler die Ehre, vor der Königin zu spielen. Am 24. dieses wird Herr Lindbach bei dem Wohlthätigkeitskonzert zu Gunsten der durch die letzte Ueberschwemmung so schwer geschädigten Einwohner von Vorarlberg mitwirken, für das sich

trotz der vorgerückten Saison lebhaftes Interesse im Publikum kundgiebt."

Emil Lindbach. Es kostete ihr eine gewisse Mühe, sich vorzustellen, daß es derselbe war, den sie — wann? — vor zwölf Jahren geliebt hatte. Vor zwölf Jahren. Sie fühlte, wie es ihr heiß in die Stirne stieg. Es war ihr, als müßte sie sich ihres allmählichen Aelterwerdens schämen.

Die Sonne war ganz hinunter. Bertha nahm den Knaben bei der Hand, empfahl sich von den anderen und ging langsam heimwärts. Das Haus, in dessen erstem Stock sie wohnte, lag in einer neuen Straße; von ihren Fenstern hatte sie den Blick auf die Hügel, und ihr gegenüber lagen unbebaute Plätze. Bertha übergab ihren Kleinen dem Mädchen, setzte sich ans Fenster, nahm die Zeitung zur Hand und las weiter. Es war ihre Gewohnheit geblieben, zuerst die Kunstnachrichten durchzuschauen; die stammte noch aus ihrer frühesten Kinderzeit, als sie mit ihrem Bruder, dem jetzigen Schauspieler, auf die vierte Gallerie ins Burgtheater zu gehen pflegte. Dieses Interesse wuchs natürlich, als sie das Konservatorium besuchte; sie kannte damals die Namen der kleinsten Schauspieler, Sänger, Pianisten, und als später der häufige Theaterbesuch, der Unterricht im Konservato-

rium und ihre eigenen künſtleriſchen Beſtrebungen ein Ende nahmen, blieb doch eine Art von Anteilnahme an dieſer fröhlichen Welt in ihr zurück, die etwas vom Heimweh an ſich hatte. Schon in der letzten Zeit ihres Wiener Aufenthalts hatten ja alle dieſe Dinge kaum mehr etwas für ſie zu bedeuten, wie wenig erſt, ſeit ſie in der kleinen Stadt wohnte, wo gelegentliche Dilettantenkonzerte das Höchſte waren, was an künſtleriſchen Genüſſen geboten wurde. Im erſten Jahre ihres Hierſeins hatte ſie bei einem ſolchen Abend im Gaſthof „zum roten Apfel“ mitgewirkt, das heißt, ſie hatte mit einer anderen jungen Dame der Stadt zwei Märſche von Schubert vierhändig geſpielt. Ihre Aufregung war damals ſo groß geweſen, daß ſie ſich verſchwor, je wieder öffentlich aufzutreten, und recht froh war, ihre Karrière aufgegeben zu haben. Dazu mußte man ganz anders angelegt ſein, ſo etwa wie Emil Lindbach. — Ja, der war dazu geboren! Das hatte ſie erkannt in dem Augenblick, da ſie ihn das erſte Mal bei einer Schülerproduktion aufs Podium treten geſehen, an der Art, wie er ſich unbefangen das Haar zurückgeſtrichen, die Leute unten mit ſpöttiſcher Ueberlegenheit angeſehen und ſich gleich für den erſten Beifall mit einer Ruhe bedankt hatte, als wär' er das

längſt gewohnt. Sonderbar! wenn ſie an Emil Lindbach dachte, ſah ſie ihn noch immer ſo jünglingshaft, ja knabenhaft vor ſich, als er zu der Zeit ausſah, da ſie einander gekannt und geliebt hatten. Und doch hatte ſie vor ganz Kurzem, als ſie mit Schwager und Schwägerin einmal abends im Kaffeehaus war, in einem illuſtrirten Blatt eine Photographie von ihm geſehen, auf der er ſehr verändert ausſah. Er trug die Haare nicht mehr lang, der ſchwarze Schnurrbart ſchien mit dem Eiſen nach abwärts gedreht, er hatte einen auffallend hohen Kragen und eine nach der Mode geſchlungene Kravatte. Die Schwägerin hatte gefunden, er ſehe aus wie ein polniſcher Graf.

Bertha nahm die Zeitung wieder vor und wollte weiterleſen, aber es war ſchon zu dunkel. Sie ſtand auf, rief nach dem Mädchen. Die Lampe wurde hereingebracht, der Tiſch gedeckt. Bertha aß mit dem Kleinen zur Nacht, während das Fenſter offen ſtehen blieb. Sie empfand heute für ihr Kind eine noch größere Zärtlichkeit als ſonſt, auch dachte ſie an die Zeit zurück, in der ihr Mann noch gelebt, und allerlei Erinnerungen flogen ihr durch den Sinn. Während ſie Fritz zu Bette brachte, weilte ihr Blick recht lang auf dem Porträt ihres verſtorbenen Mannes, das in

einem dunkelbraunen, ovalen Holzrahmen über ihrem Bette hing. Er hatte sich in ganzer Figur aufnehmen lassen, im Frack, mit weißer Kravatte, den Cylinder in der Hand, zum Gedächtniß an den Hochzeitstag. Bertha wußte in diesem Augenblick ganz bestimmt, daß Herr Klingemann beim Anblick dieses Porträts spöttisch gelächelt hätte.

Später setzte sie sich ans Klavier, wie sie es nicht selten vor dem Schlafengehen zu thun pflegte, nicht eben aus Begeisterung für die Musik, sondern um nicht gar zu früh zu Bett zu gehen. Sie spielte dann meistens die wenigen Sachen, die sie noch auswendig kannte, Mazurken von Chopin, irgend einen Satz aus einer Beethoven'schen Sonate, die Kreisleriana, zuweilen phantasirte sie auch, brachte es aber nie über eine Folge von Akkorden, und zwar waren es immer dieselben. Heute fing sie gleich damit an, ihre Akkorde zu greifen, etwas leiser als sonst, dann versuchte sie Modulationen, und als sie einen letzten Dreiklang recht lang durch das Pedal nachklingen ließ — die Hände hatte sie schon in den Schoß gelegt — empfand sie gelinde Freude über die Töne, welche sie gleichsam umschwebten. Jetzt fiel ihr die Bemerkung Klingemanns ein: „Die Musik ersetzt Ihnen Alles". Wahrhaftig, er hatte nicht

ganz Unrecht gehabt. Die Muſik mußte ihr mindeſtens viel erſetzen. Aber Alles —? Oh nein.

Was war das? Schritte gegenüber .... Nun, das war nichts Merkwürdiges. — Aber regelmäßige, langſame Schritte, als wenn jemand auf- und abginge. Sie ſtand auf und trat zum Fenſter. Es war ganz dunkel, und ſie konnte den Mann, der da drüben ſpazierte, nicht gleich erkennen, aber ſie wußte: es war Klingemann. Was für ein Einfall? Sollte er ihr eine Fenſterpromenade machen?

„Guten Abend, Frau Bertha,“ ſagte er von drüben, und ſie ſah, wie er im Dunkel den Hut lüftete.

Sie antwortete, beinah befangen: „Guten Abend.“

„Sie haben ſehr ſchön geſpielt, gnädige Frau.“

Sie erwiderte nichts als ein leiſes So?, das er vielleicht gar nicht hörte.

Er blieb eine Sekunde ſtehen, dann ſagte er: „Gute Nacht, ſchlafen Sie wohl, Frau Bertha.“ Er ſagte das Wort „ſchlafen“ mit einer Betonung, die nahezu unverſchämt war. Sie dachte: nun geht er nach Hauſe zu ſeiner Köchin. Dann fiel ihr plötzlich etwas ein, was ſie ſchon ſehr lang wußte, woran ſie aber, ſeit ſie es erfahren, nicht mehr gedacht: in ſeinem Zimmer ſollte ein Bild hängen, das ſtets

von einem kleinen Vorhang überdeckt war und das eine lascive Scene vorstellte. Wer hatte ihr das nur erzählt? — Ach ja, Frau Rupius, im vorigen Herbst einmal während eines Spazierganges an der Donau, und die hatte es wieder von jemand Anderm erfahren — von wem nur? Was für ein widerwärtiger Mensch! Bertha kam sich ein bißchen verworfen vor, daß sie an ihn und an alle diese Dinge dachte. Sie blieb noch am Fenster stehen. Ihr war, als hätte sie einen schweren Tag hinter sich. Sie dachte nach, was ihr denn eigentlich begegnet sei, und sie wunderte sich, daß es schließlich doch nur ein Tag gewesen wie viele hundert vor ihm und viele, viele, die noch kommen würden.

* * *

Man stand vom Tische auf. Es war eines jener kleinen Sonntagsdiners gewesen, das der Weinhändler Garlan gelegentlich seinen Bekannten zu geben pflegte. Der Herr des Hauses näherte sich seiner Schwägerin und faßte sie um die Taille, was zu seinen Nachmittagsgewohnheiten gehörte.

Sie wußte schon, was er wollte. Wenn er Leute eingeladen hatte, mußte Bertha nach dem Essen

Klavier ſpielen, manchmal auch vierhändig mit Richard. Das leitete in angenehmer Weiſe zum Kartenſpielen über oder klang auch anmutig hinein. Sie ſetzte ſich an das Inſtrument. Indeß wurde die Thür zum Herrenzimmer aufgethan; Garlan, Doktor Friedrich und Herr Martin ſetzten ſich an einen kleinen, grünen Tiſch und begannen zu ſpielen. Die Gattinnen der drei Herren blieben im Speiſezimmer, und Frau Martin zündete ſich eine Zigarette an, ſetzte ſich auf den Divan und ſchlug die Beine übereinander. Sie trug Sonntags immer Ballſchuhe und ſchwarze Seidenſtrümpfe. Frau Doktor Friedrich ſah wie gebannt auf die Füße der Frau Martin. Richard war den Herren gefolgt, er intereſſirte ſich ſchon fürs Tarockſpiel. Elly ſtützte ihren Ellbogen auf die Klavierdecke und wartete, bis Bertha zu ſpielen begänne. Die Frau des Hauſes ging aus und ein, ſie hatte immer in der Küche Aufträge zu geben und klapperte mit dem Schlüſſelbund, den ſie in der Hand hielt. Als ſie jetzt hereinkam, machte ihr Frau Doktor Friedrich mit den Augen ein Zeichen, das bedeuten ſollte: Schauen Sie doch an, wie Frau Martin daſitzt!

Alles das ſah Bertha heute ſozuſagen deutlicher, als oftmals vorher, ſo etwa wie man Dinge

ſieht, wenn man Fieber hat. Noch immer hatte ſie keine Taſte berührt. Da wandte ſich der Schwager zu ihr und ſah ſie mit einem Blick an, der ſie an ihre Pflicht erinnern ſollte. Sie begann zu ſpielen, einen Marſch von Schubert, mit ſehr ſtarkem Anſchlag. Der Schwager drehte ſich wieder nach ihr um und ſagte: „Leiſer.“

„Das bleibt eine Spezialität dieſes Hauſes,“ ſagte Doktor Friedrich, „Tarock mit Muſikbegleitung.“

„Sozuſagen Lieder ohne Worte,“ ſetzte Herr Martin hinzu. Die Anderen lachten. Garlan wandte ſich wieder nach Bertha um, denn ſie hatte plötzlich aufgehört zu ſpielen.

„Ich habe ein bischen Kopfweh,“ ſagte ſie, wie wenn ſie ſich entſchuldigen müßte, es war ihr aber gleich darauf, als hätte ſie ſich etwas vergeben und ſie ſetzte hinzu: „Ich habe keine Luſt.“

Alle ſahen auf ſie, denn Jeder fühlte, daß etwas nicht ganz Gewöhnliches geſchehen ſei. Frau Garlan ſagte: „Willſt Du Dich nicht zu uns ſetzen, Bertha?“ Elly hatte eine dunkle Empfindung ihrer Tante gegenüber zärtlich ſein zu müſſen, und hing ſich in ihren Arm. So ſtanden die Beiden nebeneinander, ans Klavier gelehnt.

„Gehen Sie heute Abend auch in den „roten Apfel“?“ fragte Frau Martin die Hausfrau.

„Nein, ich glaube nicht.“

„Ah!“ rief Herr Garlan herein, „da wir heut' Nachmittag auf unser Konzert verzichten mußten, wollen wir doch abends — Sie spielen aus, Herr Doktor.“

„Militärconzert?“ fragte Frau Doktor Friedrich.

Die Frau des Hauses war aufgestanden und fragte ihren Gatten: „Ist es Dein Ernst, daß wir am Abend in den „roten Apfel“ gehen?“

„Gewiß.“

„So, so,“ sagte die Frau mit einer gewissen Betroffenheit und ging gleich wieder in die Küche, um neue Dispositionen zu treffen.

„Richard,“ sagte Garlan zu seinem Sohn, „Du könntest rasch hinüberlaufen, dem Wirt sagen, er möge uns einen Tisch im Garten reserviren lassen.“

Richard eilte hinaus und stieß in der Thür mit seiner Mutter zusammen, die eben hereinkam und wie erschöpft auf den Divan niedersank. „Sie glauben nicht,“ sagte sie zu Frau Doktor Friedrich, „wie schwer es ist, der Brigitta die einfachsten Dinge zu erklären.“

Frau Martin hatte sich neben ihren Mann gesetzt, während sie zugleich einen Blick auf Bertha

warf, die noch immer ſtumm mit Elly am Klavier ſtand. Sie ſtrich ihrem Gatten durch's Haar, legte ihre Hand auf ſeine Kniee und ſchien ein Bedürfniß zu haben, den Leuten zu zeigen, wie glücklich ſie wäre. Plötzlich ſprach Elly zu ihrer Tante:

„Ich will Dir was ſagen, Tante, wir wollen ein bißchen in den Garten hinunter, im Freien wird das Kopfweh ſchon vergehen.“

Sie gingen die Treppe hinab, in den Hof, in deſſen Mitte man eine kleine Wieſe angelegt hatte. Rückwärts ſchloß ihn eine Mauer ab, an der einiges Geſträuch und zwei junge Bäume ſtanden, die vorläufig noch durch Stöcke geſtützt werden mußten. Ueber die Mauer hinweg ſah man nur den blauen Himmel; an ſtürmiſchen Tagen hörte man hier das Rauſchen des nahen Fluſſes. Mit der Lehne gegen die Mauer ſtanden zwei Gartenſtühle aus Stroh und vor ihnen ein kleines Tiſchchen; auf dieſe Stühle ſetzten ſich Bertha und Elly, ohne daß Elly den Arm der Tante losließ.

„Willſt Du mir nicht ſagen, Tante —“

„Was denn, Elly?“

„Schau, ich bin ja jetzt ſchon groß, erzähl' mir doch von ihm.“

Bertha ſchrak leiſe zuſammen, denn ihr war

mit einem Mal, als bezöge ſich dieſe Frage nicht auf ihren verſtorbenen Mann, ſondern auf irgend einen Andern. Und plötzlich ſah ſie das Bild Emil Lindbachs vor ſich, ſo wie ſie es in der illuſtrirten Zeitung geſehen; aber gleich war die Erſcheinung und der leiſe Schreck vorbei, und ſie empfand eine Art Rührung über die ſchüchterne Frage des jungen Mädchens, das glaubte, ſie traure noch immer um ihren verſtorbenen Mann, und es würde ſie tröſten, wenn ſie über ihn reden könnte.

In dieſem Augenblick ertönte Richards Stimme an einem Fenſter, das in den Hof hinunter ſchaute: „Darf ich auch zu Euch hinunter, oder habt Ihr Geheimniſſe?“ Jetzt fiel Bertha zum erſten Mal eine Aehnlichkeit auf, die er mit Emil Lindbach hatte. Sie dachte aber, es wäre vielleicht nur das Jugendliche ſeines Weſens und die etwas langen Haare, die an ihn gemahnten. Er war jetzt beinah ſo alt, als Emil damals geweſen.

„Der Tiſch iſt reſervirt,“ ſagte er, indem er in den Hof trat. „Kommſt Du mit uns, Tante Bertha?“ Er ſetzte ſich auf die Lehne des Stuhls, auf dem ſie ſaß, ſtreichelte ihr die Wange, indem er in ſeiner friſchen und doch etwas zärtelnden Art ſagte: „Komm mit, mir zulieb, ſchöne Tante.“

Bertha ſchloß unwillkürlich die Augen. Ein Wohlbehagen überkam ſie, wie wenn Kinderhände, wie wenn die kleinen Finger ihres eigenen Buben ihr die Wange ſtreichelten. Bald aber fühlte ſie, daß ſich irgend eine andere Erinnerung beigeſellte. Sie mußte an einen Spaziergang denken, mit Emil im Stadtpark, abends nach dem Konſervatorium. Damals hatte er mit ihr auf einer Bank ausgeruht und zärtlich ihre Wangen berührt. War das nur einmal geſchehen? Nein — viel öfter, freilich, zehn, zwanzig Mal waren ſie auf jener Bank geſeſſen und er hatte ihr die Wange geſtreichelt Wie ſonderbar, daß ihr das jetzt wieder einfiel!

An dieſe Spaziergänge hätte ſie gewiß nie wieder gedacht, wenn nicht Richard zufällig — Aber wie lange ließ ſie ſich das noch gefallen? „Richard!" rief ſie aus und öffnete die Augen. Da ſah ſie ihn ſo lächeln, daß ſie meinte, Richard müßte ihre Erinnerungen erraten haben. Das war natürlich ganz unmöglich, denn man wußte ja hier kaum, daß ſie den Violinvirtuoſen Emil Lindbach kannte. Im übrigen, kannte ſie ſelbſt ihn denn heute noch? Der, an den ſie jetzt dachte, war ja ein ganz Anderer, das war der hübſche Junge, den ſie als ganz junges Mädchen geliebt. So ſchweiften ihre Gedanken

immer weiter, in die Vergangenheit zurück und es ſchien ihr ganz unmöglich, wieder in die Gegenwart zurückzukehren und mit den beiden Kindern zu plaudern. Sie ſagte ihnen Adieu und ging.

Ueber den Straßen lag eine ſchwere Nachmittagsſonne. Die Läden waren geſperrt, die Wege beinahe menſchenleer. An den Tiſchchen vor dem Kaffeehaus auf dem Marktplatz ſaßen ein paar Offiziere. Bertha ſah nach den Fenſtern des erſten Stockwerks, in welchem das Ehepaar Rupius wohnte. Sie war ſchon lange nicht bei ihnen geweſen, ſie wußte ganz genau, ſeit wann: ſeit dem zweiten Weihnachtsfeiertag. Damals hatte ſie Herrn Rupius allein zu Hauſe getroffen und damals hatte er ihr erzählt, ſein Leiden wäre unheilbar. Sie wußte nun auch, warum ſie ſeitdem nicht bei ihm geweſen: ohne ſich's einzugeſtehen, hatte ſie eine Art Angſt davor gehabt, dieſe Wohnung zu betreten, die ſie damals in heftiger Bewegung verlaſſen. Heute war es ihr aber, als müßte ſie hinauf; es ſchien ihr, als wenn im Lauf der letzten Tage ſich irgend ein Band zwiſchen ihr und dem Kranken geknüpft, und als wenn ſelbſt der Blick, mit dem er ſie geſtern auf dem Spaziergang ſtill betrachtet, etwas zu bedeuten gehabt hätte.

Als sie ins Zimmer eintrat, mußten ihre Augen sich erst an das Halbdunkel gewöhnen; die Rouleaux waren herabgelassen, und nur durch die obere Spalte fiel ein Sonnenstrahl gerade vor den weißen Ofen hin. An dem Tisch in der Mitte des Zimmers saß in einem Lehnstuhl Herr Rupius; vor ihm lagen aufgeschichtete Blätter, von denen er eben eines weggethat, um das nächste zu betrachten. Bertha sah, daß es Stiche waren.

„Ich danke Ihnen," sagte er, „daß Sie mich wieder einmal besuchen." Er streckte ihr die Hand entgegen. „Sie sehen, womit ich da eben beschäftigt bin? Nun, es ist eine Sammlung von Stichen nach alten Niederländern. Glauben Sie mir, gnädige Frau, es ist ein großes Vergnügen, alte Stiche zu betrachten."

„O freilich."

„Sehen Sie, es sind sechs Bände, oder vielmehr sechs Mappen, jede zu zwanzig Blättern; ich werde wohl den ganzen Sommer brauchen, um sie wirklich zu kennen."

Bertha stand an seiner Seite und blickte auf den Stich, der eben vor ihm lag und der eine Jahrmarktsscene von Teniers darstellte. „Den ganzen Sommer," sagte sie zerstreut.

Rupius wandte ſich zu ihr. „Jawohl," ſagte er mit leicht zuſammengepreßten Zähnen, als gälte es, einen Standpunkt vertheidigen, „was ich eben heiße, ein Bild kennen. Darunter verſtehe ich, ein Bild im Innern ſozuſagen nachzeichnen können, Linie für Linie. Dies hier iſt ein Teniers, das Original hängt im Haag. Warum reiſen Sie nicht nach dem Haag, gnädige Frau, wo ſo ſchöne Teniers zu ſehen ſind und mancherlei Anderes?"

Bertha lächelte. „Wie kann ich daran denken, ſolche Reiſen zu machen?"

„Nun freilich," ſagte Herr Rupius. „Der Haag iſt ſehr ſchön, ich war dort vor vierzehn Jahren; damals war ich achtundzwanzig, heut' bin ich zweiundvierzig oder auch vierundachtzig. — Er legte wieder ein Blatt zur Seite. „Das hier iſt ein Oſtade, „der Pfeifenraucher". Nun ja, man ſieht wohl, daß er eine Pfeife raucht. Original in Wien."

„Ich glaube, an dieſes Bild erinnere ich mich."

„Wollen Sie ſich nicht mir gegenüberſetzen, gnädige Frau, oder hier an meine Seite, wenn Sie die Bilder mit mir anſehen wollen? Das hier iſt ein Falkenborg — wundervoll, nicht wahr? Nur ganz im Vordergrund ſcheint es ſo nichtig, ſo begrenzt; ja, nichts als ein Bauer, der mit einer

Bäuerin tanzt, und da eine Alte, die ſich darüber ärgert, und hier ein Haus, und aus der Thüre tritt Einer mit einem Eimer Waſſer. Ja, das iſt freilich nichts, aber da hinten, ſehen Sie, da iſt die ganze Welt, blaue Berge, grüne Städte, der Himmel drüber mit Wolken und nebſtbei ein Tournier — haha! — es gehört wohl nicht dazu in gewiſſem Sinn, aber in einem anderen Sinn gehört es eben doch dazu. Denn Hintergründe ſind überall, und darum iſt es ſehr richtig, daß hier gleich hinter dem Bauernhaus die Welt anfängt mit ihren Tournieren und ihren Bergen und Flüſſen und Feſtungen und Weingärten und Wäldern.“ Er zeigte mit einem kleinen, elfenbeinernen Papiermeſſer auf die einzelnen Partieen des Bildes, von denen er eben ſprach. „Gefällt's Ihnen? Es hängt auch in der Wiener Galerie. Sie müßten es kennen.“

„Es iſt ja ſchon ſechs Jahre, daß ich nicht mehr in Wien lebe, und auch viele Jahre vorher war ich nicht mehr im Muſeum.“

„So? Ich bin oft dort herumgegangen, auch vor dieſem Bild bin ich geſtanden. Ja, gegangen bin ich, früher einmal.“ Er ſah ſie beinah lachend an, und ſie konnte vor Befangenheit nicht antworten. Dann ſprach er unvermittelt weiter: „Ich glaube,

ich langweile Sie mit den Bildern. Warten Sie, meine Frau kommt gleich nach Hause. Sie wissen doch, daß sie jetzt nach Tisch immer zwei Stunden herumläuft? Sie fürchtet, zu stark zu werden."

„Ihre Frau sieht so schlank und jung aus wie ..... Nun, ich finde, seit ich hier bin, hat sie sich gar nicht verändert." Bertha war es, als wenn das Antlitz von Rupius ganz starr würde. Dann sagte er plötzlich in harmlosem Tone, der zu seinem Gesichtsausdruck gar nicht stimmte:

„Das ruhige Leben in so einer kleinen Stadt, ja das erhält jung. Es war eine kluge Idee von mir und von ihr, denn es war eine gemeinschaftliche Idee von uns Beiden, uns hierher zurückzuziehen. Wer weiß, in Wien wäre es schon ganz zu Ende."

Bertha konnte nicht erraten, wie er dieses „zu Ende" meinte, ob er es auf sein Leben, auf die Jugend seiner Frau oder sonst irgendwas bezog. Jedenfalls bedauerte sie, daß sie heute gekommen war; sie hatte ein Gefühl von Beschämung, so gesund zu sein.

„Hab' ich Ihnen gesagt," fuhr Rupius fort, „daß ich diese Mappen von Anna bekommen habe? Ein Gelegenheitskauf, denn das Werk ist für gewöhnlich sehr teuer. Ein Buchhändler hatte es annoncirt, und Anna telegraphirte gleich an ihren

Bruder, er möge es für uns beſorgen. Sie wiſſen ja, daß wir viele Verwandte in Wien haben, ſowohl ich als Anna. Sie fährt auch zuweilen hinein, ſie beſuchen. Demnächſt erhalten wir einen Gegenbeſuch. Ich wäre ſchon erfreut, ſie bei mir zu ſehen, beſonders Annas Bruder und Schwägerin; ich bin ihnen viel Dank ſchuldig. Wenn Anna in Wien iſt, ſpeiſt ſie bei ihnen, ſchläft ſie bei ihnen — nun, Sie wiſſen ja, gnädige Frau.“ Er ſprach raſch und dabei mit einem kühlen, geſchäftsmäßigen Tonfall; es klang, als wenn er ſich vorgenommen, dieſe Dinge Jedem zu erzählen, der heute ins Zimmer träte. Es war das erſte Mal, daß er überhaupt mit Bertha über die Reiſen ſeiner Frau ſprach.

„Morgen will ſie wieder fahren,“ ſagte er. „Ich glaube, es handelt ſich diesmal um die Sommertoilette.“

„Ich finde das ſehr klug von Ihrer Frau,“ ſagte Bertha, froh eine Anknüpfung gefunden zu haben.

„Und nebſtbei iſt es billiger,“ ſetzte Rupius hinzu. „Ich verſichere Sie, ſelbſt wenn Sie die Reiſe dazurechnen. Warum machen Sie's nicht auch ſo wie meine Frau?“

„Wie das, Herr Rupius?“

„Nun, in Hinsicht auf Ihre Kleider und Hüte! Auch Sie sind jung und hübsch.“

„O Gott, für wen soll ich mich schön anziehen?“

„Für wen? Für wen zieht sich denn meine Frau so hübsch an?“

Die Thüre öffnete sich, und Frau Rupius trat ein, in einem hellen Frühjahrskleid, einen rothen Sonnenschirm in der Hand und einen weißen Strohhut mit rothem Band auf dem dunklen, hoch frisirten Haar. Um ihren Mund war das freundliche Lächeln wie immer, und mit heiterer Ruhe begrüßte sie Bertha. „Lassen Sie sich wieder einmal in unserm Hause sehen?“ Das Dienstmädchen war hinter ihr eingetreten, Anna gab ihr Schirm und Hut. „Interessiren Sie sich auch für Bilder, Frau Garlan?“ Sie trat näher hinter ihren Mann, strich ihm mit der Hand sanft über Stirn und Haar.

„Ich sprach eben Frau Garlan meine Verwunderung aus,“ sagte Rupius, „daß sie niemals nach Wien fährt.“

„Wahrhaftig,“ warf Frau Rupius ein, „warum thun Sie es nicht? Sie haben gewiß auch noch Bekannte dort. Fahren Sie einmal mit mir hinein, zum Beispiel morgen. Ja, morgen.“

Rupius blickte, während seine Frau so sprach,

vor sich hin, als wagte er nicht, sie anzusehen.

„Frau Rupius, Sie sind wirklich sehr lieb," sagte Bertha, und es war ihr, als wenn ein ganzer Strom von Freude durch ihr Wesen ränne. Sie wunderte sich auch, daß sie nun so lange gar nicht an die Möglichkeit einer solchen Reise gedacht, die doch so leicht zu bewerkstelligen war und die ihr in diesem Augenblick wie ein Heilmittel gegen die sonderbare Mißstimmung erschien, unter der sie seit einigen Tagen litt.

„Nun, sind Sie einverstanden, Frau Garlan?"

„Ich weiß wirklich nicht — Zeit hätt' ich wohl, morgen hab' ich nur die eine Lektion bei meiner Schwägerin, die wird es ja nicht so genau nehmen; aber ob ich Sie nicht störe?"

Ein leichter Schatten flog über die Stirne von Frau Rupius. „Stören, was fällt Ihnen denn ein? Ich bin recht froh, die paar Stunden der Hin- und Rückfahrt in angenehmer Gesellschaft zu verbringen. Und in Wien — o, sicher werden wir auch in Wien gemeinschaftliche Wege haben."

„Ihr Herr Gemahl," sagte Bertha und errötete wie ein Mädchen, das vom ersten Ball spricht, „hat mir erzählt . . . hat mir geraten. . . ."

„Er hat Ihnen ſicher von meiner Schneiderin vorgeſchwärmt,“ ſagte Frau Rupius lachend.

Rupius ſaß noch immer regungslos da und ſah Keine von den Beiden an.

„Ja, ich möchte Sie wirklich bitten, Frau Rupius. Wenn ich Sie anſehe, bekomm' ich Luſt, mich auch wieder einmal ſo hübſch anzuziehen.“

„Das iſt leicht zu machen,“ ſagte Frau Rupius. „Ich bringe Sie zu meiner Schneiderin, und ſo habe ich gleich die angenehme Hoffnung, auch meine nächſten Fahrten nicht allein machen zu müſſen. Ich bin auch um Deinetwillen froh,“ ſagte ſie zu ihrem Mann, indem ſie ſeine Hand berührte, die auf dem Tiſch lag, „und um Ihretwillen,“ wandte ſie ſich an Bertha, „Sie werden ſehen, wie Ihnen das wohlthun wird. In Straßen herumlaufen, ohne daß Einen Jemand kennt, das iſt wunderbar. Ich brauch' es von Zeit zu Zeit. Ganz erfriſcht komm' ich immer zurück, und —“ ſie ſah dabei ihren Mann von der Seite mit einem Blick voll Angſt und Zärtlichkeit an, „bin dann hier ſo glücklich, als man nur ſein kann, glücklicher als alle andern Frauen der Welt, glaub' ich.“ Sie näherte ſich ihrem Mann und küßte ihn auf die Schläfe. Bertha hörte, wie ſie leiſe dazu ſagte: „Liebſter.“ Er aber

ſah noch immer vor ſich hin, als ſcheute er ſich, dem Blick ſeiner Frau zu begegnen. Beide ſchwiegen und ſchienen in ſich verſunken, als wäre Bertha gar nicht da. Bertha fühlte dunkel, daß in der Beziehung zwiſchen dieſen beiden Menſchen irgend etwas Geheimnißvolles walte, das ganz zu verſtehen ſie nicht klug oder nicht erfahren oder nicht gut genug war. Minutenlang blieb es ſtill, und Bertha wurde ſo befangen, daß ſie gern fortgegangen wäre; aber es war ja notwendig, über die morgige Reiſe Näheres zu vereinbaren. Anna war es, die zu reden begann.

„So wollen wir alſo dabei bleiben, daß wir uns zum Frühzug auf dem Bahnhof treffen — ja? Und ich will es ſo einrichten, daß wir mit dem Abendzug um ſieben wieder nach Hauſe fahren; in acht Stunden läßt ſich ja viel beſorgen.“

„Gewiß,“ ſagte Bertha, „wenn Sie ſich nur meinetwegen nicht im geringſten ſtören.“

Anna unterbrach ſie beinahe ärgerlich. „Ich ſagte Ihnen ja ſchon, wie froh ich bin, daß Sie mit mir fahren, umſomehr, als mir keine Frau in der Stadt ſo ſympathiſch iſt als Sie.“

„Ja,“ ſagte Herr Rupius, „das kann ich beſtätigen. Sie wiſſen ja, daß meine Frau beinah nirgends hier verkehrt, — und da Sie nun ſo lange

nicht bei uns waren, hatt' ich ſchon Angſt, ſie verliert nun auch Sie."

„Wie können Sie das nur denken! aber Herr Rupius! Und Sie, Frau Rupius, Sie haben doch nicht geglaubt —" Bertha fühlte eine überſtrömende Liebe für Beide in dieſem Augenblick. Sie war ſo gerührt, daß ſie Thränen in der eigenen Stimme aufſteigen ſpürte.

Frau Rupius lächelte ſeltſam und überlegen. „Ich habe gar nichts geglaubt, überhaupt denk' ich über gewiſſe Dinge nicht weiter nach. Mein Bedürfniß nach Verkehr iſt ja nicht groß, aber Sie, Frau Bertha, hab' ich wirklich lieb." Sie reichte ihr die Hand. Bertha warf einen Blick auf Rupius; ihr war es, als müßte ſie nun auf ſeinem Geſicht einen Ausdruck der Befriedigung gewahren, aber zu ihrer Verwunderung ſchaute er mit einem beinah entſetzten Blick in die Ecke des Zimmers.

Das Stubenmädchen kam mit dem Kaffee. Das Weitere über die Einteilung des morgigen Tags wurde beſprochen und endlich ein ziemlich genauer Stundenplan feſtgeſtellt, den Bertha in ihrem kleinen Notizbuch eintrug, worüber Frau Rupius ein wenig lächelte.

Als Bertha wieder auf die Straße kam, hatte

ſich der Himmel bewölkt, und die ſteigende Schwüle deutete auf ein nahes Gewitter. Noch bevor ſie zu Hauſe angelangt war, fielen die erſten großen Tropfen, und ſie geriet in einige Beſorgniß, als ſie, oben angelangt, das Dienſtmädchen und ihren Kleinen nicht daheim fand; aber als ſie ſich zum Fenſter ſtellte, um es zu ſchließen, ſah ſie Beide laufend daherkommen. Der erſte Donnerſchlag ertönte, und ſie fuhr zuſammen; gleich darauf leuchtete ein Blitz.

Das Gewitter war kurz, aber ungewöhnlich heftig. Bertha ſaß im Schlafzimmer auf ihrem Bett, hielt ihren Buben auf dem Schooß und erzählte ihm eine Geſchichte, damit er keine Angſt hätte; dabei war ihr zumut, als beſtände ein gewiſſer Zuſammenhang zwiſchen dem, was ſie heut und geſtern erlebt und dem Ungewitter. Nach einer halben Stunde war Alles vorüber. Bertha öffnete das Fenſter, die Luft war abgekühlt, der dämmernde Himmel klar und fern. Bertha atmete auf; ſie war wie durchdrungen von einem Gefühl des Friedens und der Hoffnung.

Es war Zeit, ſich für das Gartenkonzert bereit zu machen. Als ſie hinkam, fand ſie die Geſellſchaft ſchon an einem großen Tiſch unter einem Baum verſammelt. Bertha hatte die Abſicht, ihrer Schwägerin

gleich zu ſagen, daß ſie morgen nach Wien fahren wollte, aber eine Scheu, als wäre dieſe Reiſe etwas Verbotenes, hielt ſie davon zurück. Herr Klingemann ging mit ſeiner Wirtſchafterin an ihrem Tiſch vorüber. Die Wirtſchafterin war ein nicht mehr junges, ſehr üppiges Weib, größer als Klingemann, und ſah im Gehen immer aus, als wenn ſie ſchliefe. Klingemann grüßte mit übertriebener Höflichkeit, die Herren dankten kaum, die Frauen thaten, als wenn ſie den Gruß nicht bemerkten. Nur Bertha nickte leicht und ſah den Beiden nach. Richard, der neben ſeiner Tante ſaß, flüſterte ihr zu: „Das iſt ſeine Geliebte — ja, ganz beſtimmt, ich weiß es.“

Man aß und trank und plauderte; zuweilen kamen Bekannte von anderen Tiſchen, ſetzten ſich auf eine Weile dazu und gingen wieder an ihre Plätze. Die Muſik rauſchte um Bertha, ohne irgend einen Eindruck auf ſie zu machen; ſie war ununterbrochen mit dem Gedanken beſchäftigt, wie ſie ihren Plan mittheilen ſollte. Plötzlich, während die Muſik ſehr laut ſpielte, ſagte Bertha zu Richard: „Du, morgen haſt Du keine Stunde, ich fahre nach Wien.“

„Nach Wien?“ ſagte Richard, und er rief es hinüber zu ſeiner Mutter: „Du, die Tante fährt morgen nach Wien.“

„Wer fährt nach Wien?“ fragte Garlan, der am entfernteſten ſaß.

„Ich,“ ſagte Bertha.

„Ei, ei,“ ſagte Garlan und drohte ſcherzhaft mit dem Finger.

So war es alſo abgethan. Bertha freute ſich darüber. Richard machte Späße über die Leute, die im Garten ſaßen, auch über den dicken Kapellmeiſter, der während des Dirigirens immer hüpfte, dann über einen Trompeter, der dicke Backen bekam und zu weinen ſchien, wenn er blies. Bertha mußte ſehr viel lachen. Man ſcherzte über ihre gute Laune, und Doktor Friedrich bemerkte, ſie fahre ſicher zu einem Rendez-vous nach Wien.

„Das möcht' ich mir aber verbieten!“ rief Richard ſo zornig, daß die Heiterkeit eine allgemeine wurde. Nur Elly blieb ernſt und ſah ihre Tante ganz erſtaunt an.

* * *

Bertha ſah durch das offene Coupéfenſter in die Landſchaft hinaus, Frau Rupius las in einem Buch, das ſie ſehr bald nach der Abfahrt des Zugs aus der kleinen Reiſetaſche herausgenommen; es hatte beinah den Anſchein, als wollte ſie ein längeres Ge-

ſpräch mit Bertha vermeiden, und dieſe war ein wenig gekränkt. Sie hatte ſchon lang den Wunſch gehegt, die Freundin der Frau Rupius zu ſein, aber ſeit geſtern war es wie eine Sehnſucht geworden, die ſie an die Schwärmerei von Kinderfreundſchaften zurückdenken ließ. So war ſie anfangs ganz unglücklich geweſen und hatte ein Gefühl von Verlaſſenheit gehabt, aber bald begannen die wechſelnden Bilder vor dem Fenſter ſie angenehm zu zerſtreuen. Während ſie auf die Geleiſe ſchaute, die ihr entgegenzulaufen ſchienen, auf die Hecken und Telegraphenſtangen, die an ihr vorbeiſchwebten und ſprangen, erinnerte ſie ſich der paar kurzen Reiſen ins Salzkammergut, die ſie als Kind mit den Eltern gemacht, und an das namenloſe Vergnügen, wenn ſie damals am Waggonfenſter ſitzen konnte. Dann blickte ſie ins Weite, freute ſich am Leuchten des Fluſſes, an den gefälligen Windungen der Hügel und Wieſen, am Blau des Himmels und an den weißen Wolken. Nach einiger Zeit legte Anna wieder ihr Buch weg, fing mit Bertha zu plaudern an und lächelte ihr zu wie einem Kind.

„Wer uns das vorausgeſagt hätte“, ſagte Frau Rupius.

„Daß wir zuſammen nach Wien —?“

„Nein, nein; daß wir Beide unſer Leben dort„ — ſie wies mit einer leichten Bewegung des Kopfes in die Gegend, aus der ſie kamen — „wie ſoll ich ſagen? verbringen oder beſchließen werden.“

„Freilich, freilich“, ſagte Bertha. Sie hatte noch nicht daran gedacht, daß das eigentlich ſonderbar wäre.

„Nun, Sie wußten es doch von dem Augenblick an, da Sie heirateten, aber ich —“ Frau Rupius ſah vor ſich hin.

Bertha fragte: „Sie ſind alſo erſt in die kleine Stadt gezogen, als . . als —“ Sie unterbrach ſich verlegen.

„Ja, Sie wiſſen's doch.“ Dabei ſchaute ſie Bertha voll ins Geſicht, als wenn ſie ihr dieſe Frage verwieſe. Aber dann ſetzte ſie, mild lächelnd, fort, als wäre das, woran ſie dachte, gar nicht ſo traurig: „Ja, ich habe nicht geahnt, daß ich je Wien verlaſſen würde; mein Mann hatte ſeine Stellung als Beamter im Miniſterium, er hätte es gewiß noch längere Zeit bleiben können trotz ſeines Leidens, aber er wollte eben fort.“

„Er dachte wohl, die gute Luft, die Stille —“ begann Bertha, und ſpürte gleich, daß ſie nichts ſehr Kluges ſagte.

Aber Anna antwortete ganz freundlich: „Nicht das, weder Ruhe, noch Klima kann da helfen; aber er dachte, es wäre in jeder Hinsicht besser für uns Beide. Er hatte auch Recht, was sollten wir noch in der großen Stadt?“

Bertha fühlte, daß Anna ihr nicht Alles sagte; sie hätte sie bitten mögen, ihr doch ihr ganzes Herz aufzuschließen, aber eine solche Bitte mit den rechten Worten auszusprechen, dazu wußte sie sich nicht geschickt genug. Und als hätte Frau Rupius erraten, daß Bertha gern mehr erfahren wollte, ging sie rasch auf etwas Anderes über, fragte sie nach ihrem Schwager, nach den musikalischen Talenten ihrer Schüler, nach ihrer Unterrichtsmethode; dann nahm sie wieder ihren Roman und ließ Bertha allein. Einmal sah sie von dem Buch auf und fragte: „Haben Sie sich denn nichts zum Lesen mitgenommen?“

„O ja,“ antwortete Bertha. Es fiel ihr plötzlich ein, daß sie die Zeitung mit hatte; sie nahm sie und blätterte eifrig auf. Man näherte sich Wien. Frau Rupius klappte ihr Buch zusammen und that es in die Reisetasche. Sie sah Bertha mit einer gewissen Zärtlichkeit an, wie ein Kind, das man nun bald in ein ungewisses Schicksal entlassen muß.

„Noch eine Viertelstunde“, sagte sie, „dann sind wir — nun hätt' ich beinah gesagt: zu Hause.“

Die Stadt lag vor ihnen. Jenseits des Flusses ragten Schlöte in die Höhe, langgestreckte, gelb angestrichene Häuser reihten sich aneinander, Türme stiegen auf. Ueber Allem lag die milde Maisonne.

Bertha klopfte das Herz. Sie hatte das Gefühl, wie wenn man nach langen Jahren in eine ersehnte Heimat zurückkehrt, die sich seitdem wahrscheinlich sehr verändert hat, wo allerlei Geheimnisse und Ueberraschungen warten. In dem Augenblick, da der Zug in die Halle fuhr, kam sie sich beinahe mutig vor.

Die Frauen nahmen einen Wagen und fuhren in die Stadt. Als sie den Ring passirten, beugte sich Bertha plötzlich aus dem Fenster; sie sah einem jungen Mann nach, dessen Gestalt und Gang sie an Emil Lindbach erinnerte. Sie wünschte, der junge Mann möchte sich umwenden, aber sie verlor ihn aus dem Aug, ohne daß es geschehen wäre.

Vor einem Hause auf dem Kohlmarkt hielt der Wagen; die beiden Frauen stiegen aus und begaben sich in den dritten Stock, wo sich das Atelier der Schneiderin befand. Während Frau Rupius probirte, ließ sich Bertha Stoffe vorlegen und traf

eine Wahl, die Mamſell nahm ihre Maße, und es wurde beſtimmt, daß Bertha heute über acht Tage ſich zur Probe einfinden ſollte. Frau Rupius kam aus dem Nebenzimmer und empfahl den Auftrag ihrer Freundin beſonderer Sorgfalt. Bertha ſchien es, als werde ſie von Allen mit etwas ſpöttiſchen, beinah mitleidigen Blicken betrachtet, und im großen Wandſpiegel gewahrte ſie plötzlich, daß ſie recht geſchmacklos angezogen war. Was war ihr aber nur eingefallen, ſich für den heutigen Tag in den provinziellen Sonntagsſtaat zu werfen, ſtatt eines ihrer einfachen, glatten Kleider zu tragen wie ſonſt? Sie wurde rot vor Beſchämung. Sie hatte eine ſchwarz-weiß geſtreifte Toilette aus Foulard, die in ihrem Schnitt um drei Jahre zurück war, und einen übertrieben nach vorn aufgebogenen, hellen, mit Roſen aufgeputzten Hut, der ihre zierliche Geſtalt drückte und beinah lächerlich machte. Und als hätte es noch einer Beſtätigung durch ein tröſtendes Wort bedurft, ſagte ihr Frau Rupius im Hinuntergehen: „Sie ſehen doch ſehr hübſch aus.“

Sie ſtanden im Thorweg.

„Was nun?“ fragte Frau Rupius. „Was haben Sie vor?“

„Wollen Sie mich denn . . . ich meine . .“

Bertha war ganz erschrocken, sie kam sich wie ausgesetzt vor.

Frau Rupius sah sie mit freundlichem Mitleid an.

„Ich denke", sagte sie, „daß Sie nun Ihre Cousine besuchen werden, nicht wahr? Und ich nehme an, daß man Sie dort zum Essen behält?"

„Natürlich wird mich Agathe zu Tisch einladen."

„Ich werde Sie bis hin führen, wenn es Ihnen recht ist, dann geh' ich zu meinem Bruder, und wenn's mir möglich ist, hol' ich Sie um drei Uhr nachmittags ab."

Sie gingen zusammen durch die belebtesten Straßen der inneren Stadt und betrachteten die Auslagen. Der Lärm hatte anfangs etwas Verwirrendes für Bertha, dann wirkte er eher angenehm auf sie. Sie sah die Leute an, die vorübergingen, und der Anblick der eleganten Herren und hübsch angezogenen Damen machte ihr großes Vergnügen. Die Leute schienen überhaupt Alle neue Kleider anzuhaben, und ihr war, als sähen Alle hier viel glücklicher aus als daheim. Jetzt blieb sie vor der Auslage eines Kunsthändlers stehen und ihr Auge fiel gleich auf ein bekanntes Bild; es war dasjenige Emil Lindbachs aus der illustrirten Zeitung. Bertha war

ſo erfreut, als hätte ſie einen Bekannten getroffen. „Den kenn' ich", ſagte ſie zu Frau Rupius.

„Wen?"

„Den hier." Sie wies mit dem Finger auf die Photographie. „Denken Sie, mit dem bin ich zugleich ins Konſervatorium gegangen."

„So?" fragte Frau Rupius. Bertha ſah ſie an und merkte, daß ſie dem Bild gar keine Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, ſondern über irgend etwas nachdachte. Bertha war aber froh darüber, denn es ſchien ihr, als hätte in ihrer Stimme zu viel Wärme gelegen. Zugleich regte ſich ein ganz leichter Stolz in ihr, daß der Mann, deſſen Bild hier in der Auslage hing, als ganz junger Menſch in ſie verliebt geweſen und ſie geküßt hatte. Mit einem Gefühl innerer Zufriedenheit ging ſie weiter. Nach kurzer Zeit war ſie in der Riemerſtraße vor dem Haus ihrer Couſine.

„Alſo es bleibt dabei," ſagte ſie, „nicht wahr, daß Sie mich um drei abholen?"

„Ja", entgegnete Frau Rupius, „das heißt, — nun, wenn ich mich ein wenig verſpäten ſollte, halten Sie ſich meinetwegen keineswegs länger bei ihrer Couſine auf, als Ihnen angenehm iſt; es bleibt jedenfalls dabei: um ſieben Uhr abends auf dem

Bahnhof. Auf Wiederſehen.“ Sie gab Bertha die Hand und ging raſch. Bertha ſah ihr befremdet nach. Sie kam ſich wieder ſo verlaſſen vor wie in der Eiſenbahn, da Frau Rupius ihren Roman geleſen hatte.

Dann ging ſie die zwei Treppen hinauf. Sie hatte die Couſine von ihrem Kommen nicht benachrichtigt und bekam eine leiſe Angſt, daß ſie ungelegen ſein könnte. Seit vielen Jahren hatte ſie Agathe nicht mehr geſehen, und die Korreſpondenz zwiſchen ihnen war recht ſparſam geführt worden.

Agathe empfing ſie nicht anders, als wären ſie geſtern zum letzten Mal beiſammen geweſen, ohne Verwunderung und ohne Herzlichkeit. Um Berthas Lippen war ſchon das Lächeln geweſen, wie man es hat, wenn man Jemandem eine Ueberraſchung zu bereiten glaubt; ſie unterdrückte es gleich.

„Du biſt ja ein recht ſeltener Gaſt,“ ſagte Agathe, „und läßt gar nichts von Dir hören.“

„Aber Agathe, Du biſt mir ja noch einen Brief ſchuldig, ſeit drei Monaten.“

„So?“ fragte Agathe. „Nun, mich mußt Du entſchuldigen, Du kannſt Dir denken, was Einem drei Kinder zu thun geben. Hab' ich Dir geſchrieben, daß Georg ſchon in die Schule geht?“ Agathe

führte ihre Couſine in die Kinderſtube, wo Georg und die zwei kleinen Mädchen von der Bonne eben ihr Mittageſſen vorgetheilt erhielten. Bertha ſtellte einige Fragen an ſie, aber die Kinder waren ſehr ſcheu, und das kleinſte Mädchen begann ſogar zu weinen. Endlich ſagte Agathe zu Georg: „Bitte doch Tante Bertha, daß ſie das nächſte Mal Fritz mitbringt.“

Bertha fiel es auf, wie alt ihre Couſine in den letzten Jahren geworden. Wahrhaftig, wenn ſie ſich zu den Kindern beugte, ſah ſie beinah aus wie eine alte Frau, und Bertha wußte, daß ſie ſelbſt nur um ein Jahr jünger war als Agathe.

Als ſie wieder ins Speiſezimmer zurückkehrten, war alles erſchöpft, was ſie einander zu erzählen hatten, und als Agathe Bertha zu Tiſche einlud, ſchien ſie es nur geſagt zu haben, um überhaupt etwas zu reden. Bertha nahm trotzdem an, und die Couſine ging in die Küche, um einige Aufträge zu erteilen. Bertha ſah ſich im Zimmer um, das ſparſam und geſchmacklos eingerichtet war. Es war recht dunkel, da die Gaſſe ſehr eng war. Bertha nahm ein Album vor, das auf dem Tiſch lag; darin fand ſie beinahe lauter bekannte Geſichter: gleich im Anfange die Eltern Agathens, die längſt tot waren, dann die Bilder ihrer eigenen Eltern und die ihrer für ſie

faſt verſchollenen Brüder, Bilder gemeinſchaftlicher Jugendbekannter, von denen ſie beinah nichts mehr wußte, und endlich ein Bild, an deſſen Vorhandenſein ſie ſchon ganz vergeſſen hatte: ſie und Agathe gemeinſchaftlich als ganz junge Mädchen. Damals hatten ſie einander ſehr ähnlich geſehen, und waren ſehr befreundet geweſen, Bertha erinnerte ſich mancher intimen Mädchengeſpräche, die ſie damals geführt. — Und dieſes bildhübſche Ding mit den aufgeſteckten Zöpfen war jetzt beinah eine alte Frau. Und ſie ſelbſt? Warum hielt ſie ſich denn noch immer für eine junge? Erſchien ſie nicht vielleicht Anderen ſo wie Agathe ihr? Sie nahm ſich vor, nachmittags auf die Blicke zu achten, mit welchen ſie von Vorübergehenden betrachtet würde. Es wäre ſchrecklich, wenn ſie auch ſchon ſo alt ausſähe wie ihre Couſine! Nein, es war ganz lächerlich das zu glauben! Ihr Neffe fiel ihr ein, der ſie immer die „ſchöne Tante" nannte, — die Fenſterpromenade Klingemanns von geſtern Abend, — ja, ſogar die Erinnerung an die Liebenswürdigkeiten ihres Schwagers beruhigte ſie. Und als ſie in den Spiegel ſah, der ihr gegenüber hing, blickten ihr zwei helle Augen aus einem friſchen und faltenloſen Geſicht entgegen, und es war ihr Geſicht und ihre Augen.

Als Agathe wieder hereinkam, begann Bertha von den fernen Jugendjahren zu sprechen, aber es schien, als hätte Agathe ihre früheren Beziehungen geradezu vergessen, als hätten die Ehe, die Mutterschaft, die Sorgen des Alltags mit der Jugend auch die Erinnerung daran ausgelöscht. Wie jetzt Bertha von einem Studentenkränzchen zu reden begann, das sie zusammen besucht, von jungen Leuten, die Agathen den Hof gemacht, von einem gewissen anonymen Blumenstrauß, den Agathe einmal geschickt bekommen, lächelte sie anfangs wie abwesend, dann sah sie Bertha an und sagte: „Daß Du Dich noch an alle die Dummheiten erinnerst."

Der Gatte Agathens kam aus der Kanzlei nach Hause. Er war recht grau geworden. Im ersten Augenblick schien er Bertha nicht zu erkennen, dann verwechselte er sie mit einer anderen Dame und entschuldigte sich mit seinem schlechten Personengedächtniß. Bei Tisch spielte er den Gewandten, er fragte in einer gewissen überlegenen Art nach den Zuständen der kleinen Stadt und meinte scherzend, ob Bertha nicht wieder zu heiraten gedächte. An diesen Neckereien beteiligte sich auch Agathe, während sie zugleich ihren Gatten, der dem Gespräch eine frivole Wendung zu geben suchte, gelegentlich durch

Blicke zurechtwies. Bertha fühlte sich unbehaglich. Später machte Agathens Gatte eine Anspielung, aus der hervorging, daß seine Frau wieder Mutterfreuden entgegensah. Aber während Bertha sonst für Frauen in solchen Umständen ein Gefühl der Sympathie hatte, war sie hier fast unangenehm berührt. Auch lag in der Art, wie der Gatte davon sprach, keine Spur von Liebe, sondern eher ein gewisser alberner Stolz erfüllter Pflicht. Er sprach so davon, als wenn es eine besondere Liebenswürdigkeit von ihm wäre, daß er sich bei all seiner Beschäftigung und trotzdem Agathe nicht mehr schön war, dazu verstand, bei ihr zu schlafen. Bertha hatte das Gefühl, hier in eine unreinliche Geschichte eingeweiht zu werden, die sie nichts anging. Sie war froh, als der Gatte gleich nach eingenommener Mahlzeit ging, — es war seine Gewohnheit, „sein einziges Laster", wie er lächelnd sagte, nach Tisch eine Stunde im Kaffeehaus Billard zu spielen.

Bertha blieb mit Agathe allein.

„Ja," sagte Agathe, „nun steht mir das wieder einmal bevor." Und nun begann sie in einer geschäftsmäßigen, kühlen Art von ihren früheren Entbindungen zu reden, mit einer Aufrichtigkeit und Schamlosigkeit, die Bertha umsomehr auffiel, als

ſie einander doch ſo fremd geworden waren. Aber während Agathe weiterſprach, fuhr Bertha plötzlich der Gedanke durch den Sinn, wie ſchön es ſein müßte, von einem Mann, den man liebt, ein Kind zu bekommen. Sie hörte nicht mehr auf die widerwärtigen Reden ihrer Couſine, ſie dachte nur mehr an die unendliche Sehnſucht, die ſie ſelbſt manchmal in ganz jungen Jahren überkommen, Mutter zu werden, und ſie erinnerte ſich eines Augenblicks, da dieſe Sehnſucht tiefer war als jemals früher oder ſpäter. Es war an einem Abend geweſen, da Emil Lindbach ſie vom Konſervatorium aus nach Hauſe begleitet, ihre Hand in der ſeinen. Sie wußte noch, daß es ihr damals zu ſchwindeln begonnen und daß ſie in jenem einzigen Momente verſtanden, was die Phraſe beſagen wollte, die ſie zuweilen in Romanen geleſen: „er hätte aus ihr machen können, was er wollte“.

Jetzt merkte ſie, daß es im Zimmer ganz ſtill geworden und daß Agathe in der Ecke des Divans lehnte und zu ſchlafen ſchien. Auf der Wanduhr war es drei. Wie unangenehm, daß Frau Rupius noch nicht da war! Bertha trat zum Fenſter und blickte auf die Straße. Dann wandte ſie ſich nach Agathe um, die die Augen wieder geöffnet hatte.

Bertha verſuchte raſch ein neues Geſpräch zu beginnen und erzählte von der Toilette, die ſie vormittags beſtellt, aber Agathe war zu ſchläfrig, ſie antwortete gar nicht mehr. Bertha wollte nicht läſtig fallen und nahm Abſchied. Sie beſchloß auf der Straße Frau Rupius zu erwarten. Agathe ſchien ſehr froh, während Bertha ſich zum Fortgehen ankleidete, wurde herzlicher, als ſie die ganze Zeit über geweſen, und ſagte an der Thür, als wäre eine Erleuchtung über ſie gekommen: „Wie die Zeit vergeht. Ich hoffe, Du läßt Dich bald wieder anſchauen.“

Als Bertha vor dem Hausthor ſtand, wußte ſie, daß ſie vergeblich auf Frau Rupius wartete. Gewiß war es von Anfang an deren Abſicht geweſen, den Nachmittag ohne Bertha zu verbringen, es brauchte ja weiter nichts Böſes dabei zu ſein, und war auch ſicher nichts Böſes dabei. Es kränkte Bertha nur, daß Anna ſo wenig Vertrauen zu ihr hatte. Bertha ſpazierte planlos weiter; es lagen noch mehr als drei Stunden vor ihr, ehe ſie auf den Bahnhof ſollte. Zuerſt ging ſie wieder in der innern Stadt ſpazieren. Es war wirklich angenehm, ſo ganz unbeobachtet, als Fremde unter den Leuten herumzugehen. Lange hatte ſie dieſes Vergnügen nicht

mehr gekoſtet. Von einigen Herren wurde ſie mit Intereſſe betrachtet, ja manchmal blieb Einer ſtehen und ſah ihr nach. Es that ihr leid', daß ſie ſo unvorteilhaft angezogen war, und ſie freute ſich, bald das ſchöne Kleid aus dem Atelier der Wiener Schneiderin zu bekommen. Sie hätte gewünſcht, von irgend Jemandem verfolgt zu werden. Plötzlich fuhr ihr durch den Sinn: wenn ſie Emil Lindbach begegnete, ob er ſie erkennen würde? Welche Frage! Aber ſolche Zufälle giebt es nicht — nein, ſie war ganz ſicher, ſie konnte tagelang in Wien herumgehen, nie würde ſie ihm begegnen. Wie lange hatte ſie ihn nicht geſehen? Sieben — acht Jahre . . . Ja, zwei Jahre vor ihrer Verheiratung hatte ſie ihn das letzte Mal geſehen. Sie war mit ihren Eltern an einem warmen Sommerabend im Prater im Schweizerhaus geweſen, mit einem Freund war er vorübergegangen und ein paar Minuten an ihrem Tiſch ſtehen geblieben. Ah, nun beſann ſie ſich auch darauf, daß auch der junge Arzt an ihrem Tiſch geſeſſen war, der ſich um ſie bewarb. Was Emil damals geſprochen, wußte ſie nicht mehr, doch erinnerte ſie ſich, daß er die ganze Zeit, während er vor ihr geſtanden, ſeinen Hut in der Hand gehalten, was ihr unſagbar gefiel. Ob er

das heute auch thäte, wenn sie ihm begegnete? Wo mochte er jetzt wohnen? Zu jener Zeit hatte er ein Zimmer auf der Wieden gehabt, nah von der Paulanerkirche . . . ja, er hatte ihr das Fenster gezeigt, als sie einmal vorübergingen, und bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung gewagt — des Wortlauts entsann sie sich nicht mehr, aber der Sinn war bestimmt der gewesen, daß sie mit ihm in diesem Zimmer zusammen sein sollte. Sie hatte ihn damals sehr streng zurechtgewiesen, ja, sie hatte erwidert, wenn er so von ihr dächte, wäre Alles aus. Und er sprach wirklich nie wieder davon. Ob sie das Fenster wiedererkannte? Ob sie es fände? Wahrhaftig, ob sie hier spazieren ging oder dort, das war doch einerlei. Sie ging rasch, als ob sie plötzlich ein Ziel gefunden, der Wieden zu. Sie staunte, wie sich hier Alles verändert hatte. Wie sie von der Elisabethbrücke aus hinunterschaute, sah sie Mauern, die aus dem Wienbett aufstiegen, halbfertige Geleise, kleine Waggons in Bewegung und beschäftigte Arbeiter. Bald hatte sie die Paulanerkirche erreicht, auf demselben Weg, den sie in früherer Zeit so oft gegangen. Aber nun hielt sie inne; sie konnte sich durchaus nicht mehr besinnen, wo Emil gewohnt, ob sie rechts, ob sie links gehen müßte.

Sonderbar, wie gänzlich ihr das entfallen war. Sie ging langſam wieder zurück, bis zum Konſervatorium. Dort blieb ſie ſtehen. Oben waren die Fenſter, von denen aus ſie ſo oft die Kuppel der Karlskirche betrachtet, und ſehnſüchtig das Ende der Stunde erwartet, um mit Emil zuſammenzutreffen. Wie lieb hatte ſie ihn doch gehabt, und wie ſonderbar war es, daß es ſo ganz aufhören konnte. Sie ging nun hier herum als Witwe, war es ſchon jahrelang, hatte daheim ein Kind, das heranwuchs, — und wenn ſie geſtorben wäre, Emil hätt' es gar nicht erfahren, oder vielleicht erſt Jahre ſpäter. Ihr Auge fiel auf ein großes Plakat, das auf das Eingangsthor geheftet war. Das Concert war angekündigt, in dem auch er mitwirken würde, und hier ſtand ſein Name unter vielen anderen großen, von denen ſie manche ſeit lang mit ſtiller Scheu bewundert: „Brahms Violinconcert, vorgetragen von dem königlich bairiſchen Kammervirtuoſen Emil Lindbach.“ — Bairiſcher Kammervirtuoſe, das hatte ſie gar nicht gewußt. Es war ihr, als könnte der, deſſen Name hier auf ſie herableuchtete, im nächſten Moment aus der Einfahrt heraustreten, den Violinkaſten in der Hand, die Cigarrette zwiſchen den Lippen. So nah war das Alles plötzlich und ſchien

noch näher, als mit einem Mal von oben die langezogenen Striche einer Violine zu ihr heruntertönten, wie sie sie damals so oft gehört. Sie wollte zu diesem Concert nach Wien hereinfahren — ja, und wenn sie auch eine Nacht im Hôtel verbringen müßte! Und sie würde sich weit vorne hinsetzen und ihn ganz in der Nähe sehen. Ob er sie auch sehen und sie erkennen würde? Sie stand noch immer vor dem gelben Plakat, ganz versunken, bis sie sich von ein paar jungen Leuten, die aus der Einfahrt herauskamen, angestarrt fühlte und nun auch wußte, daß sie die ganze Zeit gelächelt hatte wie in einem schönen Traum. Sie setzte ihren Weg fort. Auch die Gegend um den Stadtpark hatte sich verändert, und als sie die Stellen suchte, wo sie damals mit ihm herumgegangen war, fand sie sie ganz zerstört: Bäume waren ausgeholzt, Planken verwehrten den Weg, der Boden war aufgerissen, und vergeblich suchte sie die Bank zu finden, wo sie mit Emil verliebte Worte gewechselt, an deren Ton sie sich so gut und an deren eigentlichen Inhalt sie sich gar nicht mehr erinnerte. Sie gelangte nun in den gut erhaltenen, wohlgepflegten Theil des Parks, der voll Menschen war. Aber sie hatte die Empfindung, daß manche Leute sie betrachteten und einige Damen über

ſie lachten, und ſie kam ſich wieder ſehr kleinſtädtiſch vor, ärgerte ſich über ihre eigene Verlegenheit und dachte an die Zeit, da ſie als hübſches junges Mädchen unbefangen und ſtolz durch ſolche Alleen gegangen war. Sie kam ſich jetzt ſo herabgeſunken, ſo bedauernswert vor. Der Einfall, im großen Muſikvereinsſaal in der erſten Reihe zu ſitzen, erſchien ihr verwegen, beinah unausführbar. Es war ihr jetzt auch ſehr unwahrſcheinlich, daß Emil Lindbach ſie noch erkennen würde, ja es ſchien ihr faſt unmöglich, daß er ſich noch ihrer Exiſtenz erinnern könnte. Was hatte er ſeitdem Alles erlebt! Wieviele Frauen und Mädchen mochten ihn wohl geliebt haben, und in ganz anderer Art als ſie. Und während ſie weiterging, nun durch weniger belebte Alleen endlich wieder hinaus auf die Ringſtraße, ſah ſie den Geliebten ihrer Jugend in allerlei Abenteuern vor ſich, in die wirre Erinnerungen aus geleſenen Romanen und unklare Vorſtellungen von ſeinen Kunſtreiſen im Auslande ſeltſam hineinſpielten. Sie dachte ſich ihn in Venedig, in einer Gondel mit einer ruſſiſchen Fürſtin, dann wieder ſah ſie ihn am Hofe des bairiſchen Königs, wo Herzoginnen ſeinem Spiel lauſchten und ſich in ihn verliebten, dann erſchien er ihr im Boudoir einer

vor sich, wie er daheim in seinem Zimmer saß und Stiche betrachtete. — Aber heut' thut er es sicher nicht, nein, heute zittert er zu Hause um seine Frau, in einer ungeheuren Angst, daß man sie ihm dort, in der großen Stadt wegnimmt, daß sie nie wieder zurückkommt und daß er ganz allein bleibt mit seinem Jammer. Und Bertha hatte plötzlich ein Mitleid für ihn wie nie zuvor. Ja, sie wäre am liebsten bei ihm gewesen, um ihn zu trösten und ihn zu beruhigen.

Sie fühlte, wie Jemand ihren Arm berührte. Sie zuckte zusammen und sah auf. Ein junger Mann stand neben ihr und schaute sie frech an. Sie starrte ihm noch ganz zerstreut ins Aug, da sagte er: „Na," und lachte. Bertha erschrak und lief beinahe, rasch einem Wagen zuvorkommend, über die Straße. Sie schämte sich ihres Wunsches von früher, die Dame im Wagen zu sein. Es schien ihr, als wäre die Unverschämtheit jenes Menschen die Strafe dafür. Nein, nein, sie ist eine anständige Frau, alles Freche ist ihr im Grund ihrer Seele zuwider — nein, sie könnte in Wien gar nicht mehr leben, wo man solchen Dingen ausgesetzt ist! Eine Sehnsucht nach dem Frieden ihres kleinen Hauses überkommt sie, und sie freut sich auf das Wiedersehen mit ihrem Kleinen wie auf etwas unerhört Schönes.

— Wie ſpät iſt es denn? Um Himmelswillen, dreiviertel ſieben! Sie muß einen Wagen nehmen; darauf kommt es ja nicht mehr an. Den Wagen heut' morgen hat ja Frau Rupius bezahlt, alſo koſtet ſie der, den ſie jetzt nehmen wird, ſozuſagen nur die Hälfte. Sie ſetzt ſich in einen offenen Fiaker, ſie lehnt in der Ecke, beinah gerade ſo vornehm, wie ſie von jener Dame in dem weißen Kleid geſehen. Die Leute ſchaun ſie an. Sie weiß, daß ſie jetzt hübſch und jung ausſieht, und dabei fühlt ſie ſich ſo ſicher, es kann ihr nichts geſchehen. Das raſche Dahinſauſen auf den Gummirädern bereitet ihr ein unſägliches Vergnügen. Wie hübſch wird es ſein, wenn ſie das nächſte Mal in dem neuen Kleid und mit dem kleinen Strohhut, der ſie ſo jung macht, wieder im Wagen durch die Stadt fährt. Sie freut ſich, daß Frau Rupius am Eingang des Bahnhofs ſteht und ſie ankommen ſieht, doch ſie verrät nichts von ihrem Stolz, ſondern thut, als wenn es ganz ſelbſtverſtändlich wäre, im Fiaker beim Bahnhof vorzufahren.

„Wir haben noch zehn Minuten Zeit," ſagt Frau Rupius. „Sind Sie mir ſehr böſe, daß ich Sie habe warten laſſen? Denken Sie, bei meinem Bruder war heute große Kinderjauſe und die Kleinen

wollten mich absolut nicht fortlassen. Zu spät fiel mir ein, daß ich Sie eigentlich holen lassen könnte; die Kinder hätten Ihnen viel Spaß gemacht, und ich habe meinem Bruder schon gesagt, daß ich nächstesmal Sie und Ihren Buben hinaufbringe."

Bertha schämte sich sehr. Wie Unrecht hatte sie dieser Frau wieder gethan! Sie konnte ihr nur die Hand drücken und sagen: „Ich danke Ihnen, Sie sind sehr lieb."

Sie traten auf den Perron und stiegen in ein Coupé, das ganz leer war. Frau Rupius hatte ein Päckchen mit Kirschen in der Hand und aß langsam eine nach der anderen, die Kerne warf sie zum Fenster hinaus. Als der Zug sich in Bewegung setzte, lehnte sie sich zurück und schloß die Augen. Bertha sah zum Fenster hinaus; sie fühlte sich recht müde von dem vielen Herumgehen, ein leichtes Unbehagen stieg in ihr auf, sie hätte diesen Tag anders verbringen können, ruhiger, vergnügter. Die kühle Aufnahme und das langweilige Mittagessen bei ihrer Cousine fiel ihr ein. Es war doch recht traurig, daß sie gar keine Bekannten mehr in Wien hatte. Wie eine Fremde war sie in dieser Stadt herumgeirrt, in der sie sechsundzwanzig Jahre gelebt hatte. Warum? Und warum hatte sie heute früh den Wagen nicht

halten laſſen, als ſie jene Geſtalt geſehen, die Aehnlichkeit mit Emil Lindbach zu haben ſchien? Freilich ſie hätte nicht nachlaufen können, nicht nachrufen, — aber wenn er es wirklich geweſen wäre, wenn er ſie erkannt, wenn er ſich gefreut hätte, ſie wiederzuſehen? Und ſie wären miteinander herumſpaziert und hätten einander von der langen Zeit erzählt, die ſie durchlebt, ohne von einander zu wiſſen, und ſie wären mit einander in ein vornehmes Reſtaurant gegangen, zu Mittag ſpeiſen, und Einige hätten ihn natürlich gekannt, und ſie hörte ganz genau, wie ſich die Leute darüber unterhielten, wer „ſie“ eigentlich wäre. Sie ſah auch ſchön aus, das neue Kleid war ſchon fertig, und die Kellner bedienten ſie mit großer Höflichkeit, beſonders ein kleiner Junge, der den Wein brachte, — aber das war eigentlich ihr Neffe, der ſelbſtverſtändlich hier Kellnerjunge geworden war, ſtatt zu ſtudiren. Plötzlich traten in den Saal Herr und Frau Doktor Martin, ſie hielten einander ſo innig umſchlungen, als wenn ſie ganz allein wären, da ſtand Emil auf, nahm den Geigenbogen, der neben ihm lag und hob ihn gebieteriſch, worauf der Kellner das Ehepaar Martin zur Thür hinausjagte. Darüber mußte Bertha lachen, viel zu laut, denn ſie hatte ſchon ganz verlernt, wie man ſich in einem vornehmen

Reſtaurant benimmt. Aber es iſt ja gar nicht vornehm, es iſt einfach die Gaſtſtube „zum rothen Apfel," und die Militärkapelle ſpielt irgendwo, ohne daß man ſie ſieht. Das iſt nämlich eine Kunſt des Herrn Rupius, daß Militärkapellen ſpielen können, ohne daß man ſie ſieht. Jetzt aber kommt gleich ihre Nummer dran. Hier iſt das Klavier, — aber ſie hat ja gewiß das Klavierſpielen längſt verlernt, ſie wird lieber entfliehen, damit man ſie nicht zwingt. Und gleich iſt ſie auf dem Bahnhof, Frau Rupius erwartet ſie ſchon und ſagt: Es iſt höchſte Zeit, — und ſie giebt ihr ein großes Buch in die Hand, das iſt nämlich die Fahrkarte. Doch Frau Rupius fährt gar nicht weg, ſie ſetzt ſich auf eine Bank, ißt Kirſchen und ſpuckt die Kerne auf den Stationschef, der ſich darüber ſehr freut. Bertha ſteigt ins Coupé, — Gott ſei Dank, daß Klingemann ſchon da iſt! — er winkt ihr mit gekniffenen Augen zu und ſagt: Wiſſen Sie, was das für ein Leichenzug iſt? Und Bertha ſieht, daß auf dem anderen Gleiſe ein Leichenwagen ſteht. Sie erinnert ſich nun, daß der Hauptmann geſtorben iſt, mit dem die Tabaktrafikantin den Herrn Klingemann betrogen hat, — natürlich: darum war heute das Concert im „rothen Apfel". Plötzlich bläſt ihr Herr Klingemann auf die Augen, lacht, daß es

dröhnt, Bertha ſchlägt die Augen auf — da ſauſt eben ein Zug am Fenſter vorbei. Sie ſchüttelt ſich — was für wirre Träume! Und fing es nicht ſehr ſchön an? Sie verſucht, ſich zu beſinnen. Ja, Emil ſpielte eine Rolle ... aber ſie weiß nicht mehr, welche.

Die Dämmerung bricht langſam herein. Der Zug fährt die Donau entlang. Frau Rupius ſchläft und lächelt, vielleicht auch ſtellt ſie ſich nur ſchlafend; der leiſe Verdacht in Bertha kommt von Neuem, und ein Neid gegen das Unbekannte, Geheimnisvolle, das Frau Rupius erlebt, ſteigt in ihr auf. Sie möchte auch etwas erleben. Sie wünſcht, daß jetzt irgend Jemand neben ihr ſäße, ſeinen Arm an den ihren gedrängt, — ſie möchte wieder dasſelbe empfinden wie damals, als ſie mit Emil am Wienufer ſtand, und ihr die Sinne beinah vergehen wollten, und ſie ſich nach einem Kinde ſehnte ... Ah, warum iſt ſie ſo allein, ſo arm, ſo im Dunkeln? Sie möchte den Geliebten ihrer Jugend anflehen: Küß mich nur noch einmal wie damals, ich möchte glücklich ſein!

Es iſt dunkel, Bertha ſieht in die Nacht hinaus

Noch heute, bevor ſie ſchlafen geht, wird ſie die kleine Taſche vom Boden holen, in der die Briefe ihrer Eltern und Emils aufbewahrt ſind. Sie ſehnt

ſich, daheim zu ſein. Es iſt ihr, als ſei eine Frage in ihrer Seele aufgewacht, auf die zu Hauſe die Antwort wartet.

* * *

Als Bertha am ſpäten Abend in ihr Zimmer trat, kam ihr der Einfall, noch jetzt allein auf den Boden hinaufzugehen und die Taſche herunterzuholen, beinahe abenteuerlich vor. Sie fürchtete, daß man im Hauſe ihre nächtige Wanderung bemerken und ſie für verrückt halten möchte. Sie konnte es ja morgen ohne Aufſehen, in größter Bequemlichkeit thun, und ſo ſchlief ſie mit der Empfindung eines Kindes ein, dem für den folgenden Tag ein Ausflug aufs Land verſprochen iſt.

Am nächſten Vormittag hatte ſie mancherlei zu thun; häusliche Beſchäftigungen und die Klavierlektionen nahmen den Vormittag in Anſpruch. Ihrer Schwägerin mußte ſie von ihrer Wiener Reiſe berichten. Sie erzählte, daß ſie mit ihrer Couſine nachmittags ſpazieren gegangen wäre und ſtellte die Sache ſo dar, als hätte ſie auf Erſuchen der Couſine der Frau Rupius abgeſchrieben.

Erſt nachmittags ging ſie auf den Dachboden

und holte die verſtaubte Reiſetaſche herunter, die neben einem Koffer und zwei Kiſten lag — Alles zuſammen von einem alten, rotgeblümten, zerſchliſſenen Kaffeetuch überdeckt. Bertha wußte, daß ſie ſie das letzte Mal aufgeſchloſſen, um Briefſchaften aufzubewahren, die ihre Eltern hinterlaſſen. Als ſie die Taſche in ihrem Zimmer öffnete, erblickte ſie auch vor Allem eine Anzahl von Briefen ihrer Brüder und andere mit unbekannten Schriftzügen; dann fand ſie ein wohlgeſichtetes Päckchen, die ſpärlichen Briefe ihrer Eltern an ſie enthaltend; zwei Haushaltungsbücher ihrer Mutter, ein kleines Heft aus ihrer eigenen Schulzeit, wo ſie Stundenpläne und Aufgaben eingezeichnet, dann einige Damenſpenden von den Bällen, die ſie als junges Mädchen beſucht, und endlich, in blaues Seidenpapier gewickelt, das an einigen Stellen eingeriſſen war, Emils Briefe. Nun wußte ſie ſich auch auf den Tag zu beſinnen, da ſie dieſe das letzte Mal in der Hand gehabt, ohne ſie zu leſen; das war, als ihr Vater ſchon krank gelegen und ſie tagelang gar nicht aus dem Haus gekommen war. Sie legte das Päckchen beiſeite. Sie wollte zuerſt alles Andere ſehen, was hier noch aufbewahrt und worauf ſie ſehr neugierig war. Ganz loſe lag eine Anzahl von

Briefen auf dem Grund der Taſche, einige im Couvert, andere ohne Hülle; ſie blickte wahllos den einen und den anderen an. Es waren Briefe von alten Freundinnen, ein paar von ihrer Couſine, und hier einer von dem Arzte, der ſich ſeinerzeit um ſie beworben; er enthielt die Bitte um den erſten Walzer auf dem Medicinerkränzchen. Und hier — was war das? Ja, das war der anonyme Brief, den ihr Einer ins Conſervatorium geſchickt. Sie nahm ihn zur Hand: „Mein Fräulein! Ich hatte geſtern wieder das Glück, Sie auf Ihrem täglichen Weg zu bewundern, ich weiß nicht, ob auch ich das Glück hatte, von Ihnen bemerkt zu werden.“ Nein, dieſes Glück hatte er nicht gehabt. Dann kamen noch drei Seiten, auf denen ſie angeſchwärmt wurde; kein Wunſch, kein kühnes Wort. Auch hatte ſie nie wieder von dem Schreiber etwas gehört. Und hier ein Brief, mit zwei Initialen unterſchrieben: M. G. — Das war dieſer Unverſchämte geweſen, der ſie auf der Straße angeſprochen und ihr in dieſem Brief Anträge geſtellt hatte — ja, welche denn nur? Ah, hier war die Stelle, die ihr damals das Blut in den Kopf getrieben: „Seit ich Sie geſehen, ſeit Sie Ihren ſtrengen und doch ſo verheißenden Blick auf mich gerichtet hielten, hab' ich nur mehr einen

Traum, eine Sehnſucht: dieſe Augen küſſen zu dürfen!“ — Sie hatte natürlich nicht geantwortet; es war die Zeit geweſen, in welcher ſie Emil liebte. Ja, ſie hatte ſogar daran gedacht, ihm dieſen Brief zu zeigen, aber die Angſt vor ſeiner Eiferſucht hielt ſie zurück. Nie hatte Emil von M. G. etwas erfahren. — Und das weiche Band, das ihr jetzt in die Hand gerieth —? Eine Schleife . . . Aber ſie wußte nicht, woran ſie die erinnern ſollte. Und hier wieder ein kleines Tanzalbum, wo die Namen ihrer Tänzer eingetragen waren. Sie verſuchte, ſich der Perſonen zu erinnern, aber vergeblich. Und dabei war ja gerade auf dieſem Ball Einer geweſen, der ihr ſo glühende Worte geſagt, wie nie ein Anderer. Es war ihr, als tauchte der plötzlich wie ein Sieger auf unter den vielen Schatten, die ſie umſchwebten. Ja, das war ſchon zu der Zeit geweſen, da Emil und ſie einander ſeltener ſahen. Wie ſonderbar war das . . . oder hatte ſie es nur geträumt? Dieſer Glühende drückte ſie während des Tanzes an ſich, — und ſie wehrte ſich gar nicht, und fühlte ſeine Lippen auf ihrem Haar, und es war unglaublich ſchön . . . Ja, und weiter? — Sie hatte ihn nie wieder geſehen. Es war ihr plötzlich, als hätte ſie in jener Zeit doch Vieles und Seltſames erlebt, und

wie in ein Staunen verſank ſie, daß alle dieſe Erinnerungen ſo lang in der alten Reiſetaſche und in ihrer Seele geſchlafen hatten . . . Doch nein! Manchmal hatte ſie an alle dieſe Dinge gedacht: an Leute, die ihr den Hof gemacht, an den anonymen Brief, an den glühenden Tänzer, an die Spaziergänge mit Emil, — aber als wenn es weiter nichts Beſonderes, als wenn es eben die Vergangenheit wäre, die Jugend, die jedem Mädchen beſchieden iſt und aus der ſie in das ſtille Frauenleben eingeht. Heute aber ſchien ihr, als wären dieſe Erinnerungen zugleich uneingelöſte Verſprechungen, als lägen in jenen fernen Erlebniſſen verkümmerte Schickſale, ja als wäre irgend ein Betrug an ihr verübt worden, ſeit lang, von dem Tage an, da ſie geheiratet, bis zum heutigen Tag, und als wäre ſie zu ſpät daraufgekommen, ſtünde nun da und könnte nichts mehr thun. Doch wie war denn das? . . . An alle dieſe Nichtigkeiten dachte ſie, und hier neben ihr lag noch immer, in Seidenpapier eingewickelt, der Schatz, um deſſentwillen ſie ja in der alten Taſche herumgekramt, die Briefe des Einzigen, den ſie geliebt, die Briefe aus der Zeit, da ſie glücklich geweſen. Wie viele mochten ſie heute darum beneiden, daß gerade Dieſer ſie einmal geliebt, — anders, beſſer,

keuſcher ſie als alle Anderen nach ihr. Und ſie fühlte ſich am Tiefſten betrogen, daß ſie, die ſeine Frau hätte ſein können, wenn . . . wenn . . . Ihre Gedanken ſtockten.

Raſch, wie um ſich von Zweifel, ja von Angſt zu befreien, riß ſie das Seidenpapier herab und griff nach den Briefen. Und ſie las, las einen nach dem anderen. Die kurzen und die langen, die kleinen Zettel mit den flüchtigen Worten: „Morgen Abend ſieben Uhr, mein Schatz!“ oder: „Liebſte, nur einen Kuß, bevor ich ſchlafen gehe!“ und die ſeitenlangen, von der Reiſe aus geſchrieben, wenn er im Sommer mit ſeinen Kollegen Fußwanderungen machte, oder andere, in denen er ihr abends ſeinen Eindruck von einem Concert, gleich nach dem Nachhauſekommen, mitzutheilen ſich gedrängt fühlte; dann die endloſen, wo er Zukunftspläne entwickelte: wie ſie zuſammen durch Spanien und Amerika reiſen wollten, berühmt und glücklich . . . las ſie alle, alle, einen nach dem anderen, wie von einem unauslöſchlichen Durſt gepeinigt — las ſie vom erſten, mit welchem er ein paar Notenhefte begleitet, bis zum letzten, der zweieinhalb Jahre ſpäter datirt war und nichts enthielt als einen Gruß aus Salzburg — und als ſie zu Ende war, ließ ſie die Hände ſinken und

ſtarrte auf die herumliegenden Blätter. Warum war dies der letzte Brief? Wie hatte es geendet? Wie hatte es enden können? Wie war es möglich, daß dieſe große Liebe ſchwinden konnte? Es war nie zu einem Bruch, nie zu einer Auseinanderſetzung gekommen, und irgend einmal war es aus geweſen. Wann? . . ſie wußte es nicht. Denn damals, als jene Karte aus Salzburg kam, hatte ſie ihn noch geliebt, im Herbſt hatte ſie ihn noch geſehen, — ja im nächſten Winter darauf ſchien Alles noch einmal aufzublühen. Sie erinnerte ſich gewiſſer Spaziergänge auf knirſchendem Schnee, Arm in Arm, bei der Karlskirche; — wann aber war es das letzte Mal geweſen? Sie hatten ja niemals Abſchied von einander genommen . . . Sie verſtand es nicht. Wie hatte ſie ſo leicht auf ein Glück verzichten können, das zu halten doch in ihrer Macht geweſen wäre? Wie hatte ſie aufgehört, ihn zu lieben? Hatte die dumpfe Alltäglichkeit, die zu Hauſe auf ihr gelaſtet, von dem Augenblick an, da ſie das Conſervatorium verlaſſen, wie ihren Ehrgeiz ſo auch ihr Fühlen eingeſchläfert? Hatten die unzufriedenen Bemerkungen ihrer Eltern über den ausſichtsloſen Verkehr mit dem blutjungen Violinſpieler ſo ernüchternd auf ſie gewirkt? Und jetzt fiel ihr ein, daß er auch noch ſpäter

einmal einen Beſuch bei ihnen abgeſtattet, nachdem ſie ihn monatelang nicht geſehen, und im Vorzimmer hatte er ſie geküßt. Ja, das war das letzte Mal geweſen. Und nun beſann ſie ſich auch, wie ſie damals geſpürt, daß ſeine Beziehungen zu den Frauen andere geworden ſein, daß er Dinge erlebt haben mußte, von denen ſie nichts wiſſen durfte, — aber ſie hatte darüber keinen Schmerz empfunden. Und ſie fragte ſich: wie wäre Alles geworden, wenn ſie damals kein ſo tugendhaftes Mädchen geweſen, wenn ſie das Leben ſo leicht genommen hätte wie Andere? Eine Kollegin fiel ihr ein, mit der ſie den Verkehr aufgegeben, weil ſie ein Verhältnis mit einem Schauſpielſchüler gehabt hatte. Und ſie erinnerte ſich wieder jenes kühnen Wortes von Emil, als er mit ihr an ſeinem Fenſter vorüberging, und jener Sehnſucht, während ſie am Wienufer ſtanden. Unbegreiflich erſchien ihr, daß jenes Wort damals nicht lebhafter in ihr nachgewirkt, daß jene Sehnſucht nur einmal und auf ſo kurze Zeit in ihr erwacht war. Und mit einer Art von ratloſem Staunen dachte ſie an die Zeit jener unbeirrten Jungfräulichkeit, und mit plötzlichem, peinvollem Schamgefühl, das ihr das Blut in die Schläfen jagte, an die kühle Bereitwilligkeit, mit der ſie ſich einem Manne hinge-

geben, den ſie nie geliebt. Und das Bewußtſein, daß das ganze Glück, das ſie als Frau genoſſen, darin enthalten war, in den Armen dieſes Ungeliebten zu liegen, durchſchauerte ſie das erſte Mal in ſeinem ganzen Jammer. Das alſo war für ſie das Leben geweſen, das erſehnte, geheimnisvolle Glück? . . . Und ein dumpfer Unwille begann in ihr zu wühlen, der ſich gegen alle möglichen Dinge und Menſchen wandte, gegen Tote und Lebendige. Sie zürnte ihrem verſtorbenen Mann, ihren hingeſchiedenen Eltern, ärgerte ſich über die Leute, unter denen ſie hier lebte und unter deren Augen ſie ſich nichts hätte erlauben dürfen; ſie kränkte ſich über Frau Rupius, die nicht ſo freundlich gegen ſie war, daß ſie an ihr einen Halt hätte finden können, ſie haßte Klingemann, weil er häßlich und widerwärtig war und ſie doch begehrte, und endlich wallte es heftig in ihr auf gegen den Geliebten ihrer Jugend, weil er nicht frecher geweſen, weil er ihr das letzte Glück vorenthalten und ihr nichts zurückgelaſſen als Erinnerungen voll Duft, aber voll Qual. Da ſaß ſie nun in ihrem einſamen Zimmer, unter den vergilbten Denkzeichen einer nutzlos und freudlos verbrachten Jugend, hart an der Grenze einer Zeit, wo es keine Hoffnungen und keine Wünſche mehr giebt — unter den Händen

war ihr das Daſein zerronnen, und ſie war durſtig und arm.

Sie packte die Briefe und alles Uebrige zuſammen, warf ſie zerknüllt in die Taſche, verſperrte dieſe und trat ans Fenſter. — Der Abend war nah. Eine weiche Luft kam von den Weingeländen zu ihr gezogen; vor ihren Augen flimmerte es von ungeweinten Thränen der Erbitterung, nicht des Schmerzes. Was ſollte ſie nun thun? Sie, die Tage, Nächte, Monate, Jahre ohne Erwartung, ohne Angſt ſich in der Zukunft hatte dehnen ſehen, ſchauerte vor der Leere des Abends, der vor ihr lag.

Es war die Stunde, um die ſie ſonſt von ihrem Spaziergang heimzukehren pflegte; heute hatte ſie das Kindermädchen mit ihrem Buben fortgeſchickt, — ſie ſehnte ſich nicht einmal nach ihm, ja für einen Augenblick fiel es ſelbſt auf dieſes Kind wie ein Strahl von dem Zorn, den ſie gegen die ganze Menſchheit und ihr Schickſal fühlte, und in ihrer ungeheuren Unzufriedenheit wurde ſie von Neid gepackt auf viele Leute, die ihr ſonſt gar nicht beneidenswert erſchienen waren. Sie beneidete Frau Doktor Martin um die Zärtlichkeit ihres Gatten; die Tabaktrafikantin, die von Herrn Klingemann und von dem Hauptmann geliebt wurde; ihre Schwägerin, weil ſie ſchon alt,

Elly, weil sie noch jung war; sie beneidete das Dienstmädchen, das drüben auf einem Holzbalken mit einem Soldaten saß und das sie lachen hörte. Sie hielt es zuhause nicht länger aus, nahm Strohhut und Schirm und eilte auf die Straße. Da wurde ihr etwas wohler. In ihrem Zimmer hatte sie sich unglücklich gefühlt, jetzt war sie nur mehr verdrießlich.

In der Hauptstraße begegneten ihr Herr und Frau Mahlmann, deren Kindern sie Klavierunterricht gab. Die Frau wußte schon, daß Bertha gestern bei einer Schneiderin in Wien ein Kleid bestellt, und dieser Umstand wurde jetzt von ihr mit großer Wichtigkeit behandelt. Später traf Bertha ihren Schwager, der ihr aus der Kastanienallee entgegenkam und ihr sagte: „Du warst ja gestern in Wien, was hast Du denn dort gemacht? Hast Du ein Abenteuer gehabt?“

„Wie?“ fragte Bertha und sah ihn ganz erschrocken an, als wäre sie ertappt worden.

Nein? nicht? Du warst ja mit Frau Rupius, gewiß sind Euch alle Herren nachgelaufen.“

„Was fällt Dir denn ein, Schwager? Frau Rupius benimmt sich tadellos; sie ist eine der feinsten Damen, die ich kenne.“

„Ja, ja, ich ſage nichts gegen Frau Rupius und ſage nichts gegen Dich.“

Sie ſah ihm ins Geſicht; in ſeinen Augen war ein Glanz wie manchmal, wenn er ein bißchen zuviel getrunken hatte. Sie mußte daran denken, daß irgendwer einmal prophezeit hatte, Herrn Garlan würde der Schlag treffen.

„Ich muß auch nächſtens einmal wieder in die Stadt,“ ſagte er, „ja; bin ſeit dem Aſchermittwoch nicht mehr drin geweſen, will wieder einmal einige von meinen Kunden beſuchen. Ihr könnt mich nächſtens einmal mitnehmen, Frau Rupius und Du.“

„Mit Vergnügen,“ ſagte Bertha. „Ich muß nächſtens doch wieder hinein, um zu probiren.“

Garlan lachte. „Ja, da kannſt Du mich mitnehmen, wenn Du probirſt.“ Er ging näher neben ihr als notwendig. Es war ſeine Art, ſich immer an ſie heranzudrängen, und auch ſeine Späße war ſie gewohnt; aber heute war ihr alles das beſonders zuwider. Es ärgerte ſie ſehr, daß gerade dieſer Menſch ſtets in einer ſo verdächtigenden Weiſe über Frau Rupius ſprach.

„Setzen wir uns,“ ſagte Herr Garlan, „wenn es Dir Recht iſt.“ Sie ruhten beide auf einer Bank aus, Garlan nahm die Zeitung aus der Taſche.

„Ah," sagte Bertha unwillkürlich.

„Willst Du sie haben?" fragte Garlan.

„Hat sie Deine Frau schon gelesen?"

„Ach was," sagte Garlan wegwerfend. „Willst Du sie haben?"

„Wenn Du sie entbehren kannst."

„Für Dich mit Vergnügen. Wir können sie ja auch zusammen lesen." Er rückte näher an Bertha heran und blätterte auf.

Herr und Frau Martin kamen Arm in Arm und blieben stehen.

„Nun, schon wieder zurück von der großen Reise?" fragte Herr Martin.

„Ach ja, Sie waren in Wien," sagte Frau Martin, indem sie sich an ihren Gatten schmiegte. „Und mit Frau Rupius?" fügte sie bei, als wenn das eine Verschärfung bedeutete.

Jetzt mußte Bertha wieder von ihrer neuen Toilette berichten. Sie that es schon ein bißchen mechanisch, aber sie fühlte doch, daß sie seit langer Zeit nicht so interessant gewesen war wie heute. Klingemann kam vorüber, grüßte mit spöttischer Höflichkeit und wandte sich nach Bertha mit einem Blick um, in welchem sein Bedauern ausgedrückt schien, daß sie mit solchen Leuten verkehren müßte.

Es war Bertha, als hätte ſie heute die Gabe, in den Blicken der Menſchen zu leſen.

Es begann zu dunkeln. Man machte ſich gemeinſchaftlich auf den Rückweg. Bertha wurde plötzlich beſorgt, weil ſie ihren Buben nicht getroffen hatte. Sie ging vorn mit Frau Martin. Dieſe lenkte das Geſpräch auf Frau Rupius. Sie wollte durchaus herausbekommen, ob Bertha nicht irgend etwas bemerkt hätte.

„Aber was denn, Frau Martin? Ich habe Frau Rupius zu ihrem Bruder begleitet und ſie von dort wieder abgeholt.“

„Und ſind Sie überzeugt, daß Frau Rupius die ganze Zeit bei ihrem Bruder war?“

„Ich weiß wirklich nicht, was man Frau Rupius zumutet! Wo ſollte ſie denn geweſen ſein?“

„Nun,“ ſagte Frau Martin, „Sie ſind wirklich naiv — oder ſtellen Sie ſich nur ſo? Vergeſſen Sie denn ganz . . . .“ Und jetzt flüſterte ſie Frau Bertha eine Bemerkung zu, über die dieſe ganz rot wurde. Nie hatte ſie von einer Frau einen ſolchen Ausdruck vernommen. Sie war entrüſtet. „Frau Martin,“ ſagte ſie, „auch ich bin noch keine alte Frau, und Sie ſehen, daß man ſehr gut ſo leben kann.“

Frau Martin wurde etwas verlegen. „Nun ja, nun ja," sagte sie, „Sie müssen eben denken, daß ich ein bißchen verwöhnt bin."

Bertha fürchtete, daß ihr Frau Martin noch nähere Aufschlüsse geben könnte, und war sehr froh, daß man eben an die Straßenecke gekommen war, wo sie sich verabschieden durfte.

„Bertha!" rief ihr ihr Schwager nach, „Deine Zeitung!" Bertha wandte sich rasch um und nahm das Blatt. Dann eilte sie nach Hause. Ihr Bub erwartete sie schon am Fenster. Sie ging rasch hinauf. Sie umarmte und küßte ihn, als hätte sie ihn wochenlang nicht gesehen. Sie fühlte, daß sie ganz in der Liebe zu ihrem Kind aufging, was sie zugleich mit Stolz erfüllte. Sie ließ sich von ihm erzählen, wie er den Nachmittag verbracht, wo er gewesen, mit wem er gespielt, theilte ihm sein Nachtmahl vor, entkleidete ihn, brachte ihn zu Bett und war zufrieden mit sich. Wie an einen Fieberanfall dachte sie an ihren Zustand vom heutigen Nachmittag, da sie in alten Briefen gewühlt, ihr Schicksal verflucht und sogar die Tabaktrafikantin beneidet hatte. Sie aß mit gutem Appetit und legte sich früh zu Bett. Bevor sie aber einschlief, wollte sie noch Zeitung lesen; sie streckte sich aus, knüllte den weichen Polster

zuſammen, damit ihr Kopf höher läge, und brachte das Blatt der Kerze ſo nah als möglich. Sie durchflog wie gewöhnlich zuerſt die Theater- und Kunſtnachrichten. Aber auch die „Kleinen Anzeigen" hatten ſeit dem Wiener Ausflug neues Intereſſe für ſie bekommen, ſowie der Lokalbericht. Schon begannen ihr die Lider zu ſinken, als ſie mit einem Mal unter den Perſonalnachrichten den Namen Emil Lindbach entdeckte. Sie öffnete die Augen weit, ſetzte ſich im Bett auf und las: „Der königlich bairiſche Kammervirtuoſe Emil Lindbach, über deſſen große Erfolge am ſpaniſchen Hofe wir kürzlich zu berichten in der Lage waren, iſt von der Königin von Spanien durch die Verleihung des Erlöſer-Ordens ausgezeichnet worden."

Ein Lächeln ging über ihr Geſicht. Sie freute ſich. Emil Lindbach hatte den Erlöſer-Orden bekommen . . . ja . . derſelbe, deſſen Briefe ſie heute geleſen, . . . derſelbe, der ſie geküßt, — derſelbe, der ihr einmal geſchrieben, er würde nie eine Andere anbeten als ſie . . . ja, Emil — der einzige Menſch von allen auf der Erde, der ſie eigentlich noch etwas anging — außer ihrem Buben natürlich. Es war ihr, als ſtände dieſe Notiz nur für ſie in der Zeitung, ja als hätte Emil dieſes Mittel gewählt, um ſich

mit ihr zu verständigen. Ob nicht doch er es war, den sie gestern von weitem, von rückwärts gesehen? Sie kam sich mit einmal ihm so nah vor, sie lächelte noch immer und flüsterte vor sich hin: „Herr Emil Lindbach, königlich bairischer Kammervirtuose .... ich gratulire Ihnen ....“ Ihre Lippen blieben halb offen. Eine Idee war ihr plötzlich gekommen. Sie stand rasch auf, nahm ihren Schlafrock um, ging mit dem Licht vom Nachtkästchen ins Nebenzimmer, setzte sich an den Tisch und schrieb folgende Zeilen mühelos, als stände irgendwer neben ihr, der ihr diktirte:

„Lieber Emil!

Eben lese ich in der Zeitung, daß Du von der Königin von Spanien durch die Verleihung des Erlöser-Ordens ausgezeichnet wurdest. Ich weiß nicht, ob Du Dich noch meiner erinnerst“ — sie lächelte, als sie diese Worte niederschrieb — „aber ich will doch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Dir zu Deinen vielen Erfolgen zu gratuliren, von denen ich mit Vergnügen so oft lese. Ich lebe in der kleinen Stadt, wo mich das Schicksal hin verschlagen hat, sehr zufrieden; es geht mir ganz gut. Du

würdeſt durch ein paar Antwortzeilen ſehr glücklich machen

Deine alte Freundin Bertha.

P. S. Viele Grüße auch von meinem kleinen Fritz (fünf Jahre)."

Sie war zu Ende. Einen Augenblick fragte ſie ſich, ob ſie erwähnen ſollte, daß ſie Witwe wäre; aber das, wenn er es nicht wußte, ging ja mit Deutlichkeit aus ihrem Brief hervor. Sie überlas ihn noch einmal und nickte befriedigt. Sie ſchrieb die Adreſſe. „Herrn Emil Lindbach, kgl. bair. Kammer-Virtuoſen, Beſitzer des Erlöſer-Ordens . . . ." Sollte ſie das ſchreiben? Er hatte gewiß noch viele andere. „Wien . . ." Aber wo wohnte er denn jetzt? Doch das war gleichgiltig bei einem ſo berühmten Namen. Und dann, dieſe Ungenauigkeit in der Adreſſirung zeigte auch, daß ſie ſelbſt der ganzen Sache nicht gar ſo viel Werth beilegte; kam der Brief an, nun, umſo beſſer. Es war auch eine Art, das Schickſal zu verſuchen . . . ja — wie ſollte ſie aber mit Beſtimmtheit wiſſen, ob der Brief angekommen war? Die Antwort konnte doch auch ausbleiben, wenn . . . . Nein, nein, gewiß nicht! Er wird ihr doch danken. — So, nun zu

Bett. Sie hielt den Brief in der Hand. Nein, sie konnte sich jetzt nicht schlafen legen, sie war wieder ganz wach; und überdies, wenn sie den Brief erst morgen Früh aufgäbe, so konnte er erst mit dem Mittagszug fort und Emil erhielt ihn übermorgen. Das war endlos lang. Eben hatte sie zu ihm gesprochen und erst in sechsunddreißig Stunden soll er es hören ...? Wenn sie jetzt noch zur Post ... nein, auf den Bahnhof ginge? Dann könnte er den Brief morgen um zehn Uhr haben. Er schläft ja gewiß sehr lang, man wird ihm den Brief mit dem Frühstück ins Zimmer bringen, schon morgen früh .. Ja, so muß es geschehen! Sie kleidete sich rasch wieder an. Sie eilte über die Treppen hinunter — es war noch nicht spät, — rasch durch die Hauptstraße zum Bahnhof, den Brief in den gelben Kasten, und wieder zurück. Als sie in ihrem Zimmer stand, neben dem aufgewühlten Bett, und sie die Zeitung auf dem Boden liegen, die Kerze flackern sah, schien es ihr, als kehrte sie von einem seltsamen Abenteuer zurück; sie blieb noch lang auf dem Bettrand sitzen, durch's Fenster in die helle Sternennacht schauend, und war ganz erfüllt von unbestimmten, freundlichen Erwartungen. —

* * *

„Meine liebe Bertha!

Ich kann Dir gar nicht ſagen, wie ſehr ich mich über Deinen Brief gefreut habe. Denkſt Du denn wirklich noch an mich? Wie komiſch, daß gerade ein Orden der Anlaß für mich ſein muß, wieder einmal was von Dir zu hören! Na, immerhin, ſo hat wenigſtens auch ein Orden einmal einen Sinn gehabt. Alſo danke herzlich für die Gratulation. Im übrigen, kommſt Du nicht einmal nach Wien? Es iſt doch nicht gar ſo weit. Ich möcht' mich rieſig freuen, Dich wieder zu ſehen. Alſo komm bald! Von Herzen Dein alter

Emil."

Bertha ſaß beim Frühſtück, ihr Bub neben ihr, plaudernd, ohne daß ſie auf ihn hörte, und dieſer Brief lag vor ihr auf dem Tiſch. Es war wie ein Wunder. Vorgeſtern nachts hatte ſie den ihren auf die Poſt gegeben und heute früh war dieſer ſchon da. Emil hatte keinen Tag, nein keine Stunde vergehen laſſen! Und ſo herzlich hatte er ihr geſchrieben, als wären ſie geſtern von einander gegangen. Sie ſah zum Fenſter hinaus. Was für ein herrlicher Morgen! Draußen ſangen die Vögel, und von den Hügeln kam der Duft des Früh-

ſommers herangeweht. Bertha las den Brief wieder und wieder. Dann nahm ſie ihren Buben, hob ihn in die Höhe und küßte ihn ab. Sie war glücklich wie ſeit lang nicht. Während ſie ſich ankleidete, überlegte ſie. Heute war Donnerstag, Montag ſollte ſie wieder nach Wien, probiren; das wären vier lange Tage; gerade ſo lang wie von dem Tag an, da ſie bei ihrem Schwager zu Mittag ſpeiſte, bis heute — und was da Alles dazwiſchen lag! Nein, ſie mußte Emil früher ſehen. Sie könnte ja ſchon morgen hineinfahren und ein paar Tage in der Stadt bleiben. Was aber ſollte ſie hier den Leuten ſagen? . . . Ah, ſie wird ſchon eine Ausrede finden! — Das Wichtigere iſt, in welcher Weiſe ſie ihm antworten und wo ſie ihn wiederſehen ſollte . . . Sie kann ihm nicht ſchreiben: Ich komme und bitte Dich mir zu ſagen, wo ich Dich ſehen kann . . . . Am Ende antwortet er ihr: Komm zu mir . . . . nein, nein, nein! Das Beſte iſt, ſie ſtellt ihn einer Thatſache gegenüber. Sie wird ihm ſchreiben: Ich komme an dem und dem Tag nach Wien und bin da und dort zu finden . . . O, wenn ſie nur Jemand hätte, mit dem ſie über alles das reden könnte . . . Sie dachte an Frau Rupius — ſie hatte eine wahre Sehnſucht, ihr das mitzu-

teilen. Zugleich hatte ſie die Empfindung, als käme ſie dadurch dieſer Frau näher und könnte ihre Achtung gewinnen. Sie fühlte, daß ſie viel mehr geworden, ſeit dieſer Brief an ſie gelangt war. Jetzt merkte ſie auch, daß ſie ſich ſehr gefürchtet hatte; Emil konnte ja ein ganz Anderer geworden ſein, eingebildet, unnatürlich, verwöhnt — wie eben berühmte Männer manchmal ſein ſollen. Aber von all dem war ja keine Spur; es war die gleiche ſtarklinige, raſche Schrift, der gleiche warme Ton, wie in jenen Briefen von früher. Und was er ſeither auch erlebt haben mochte — nun, hatte ſie nicht auch Vieles erlebt und war jetzt nicht Alles wie ausgelöſcht? — Vor dem Fortgehen las ſie Emils Brief noch einmal. Er wurde immer lebendiger, ſie hörte den Tonfall der Worte, und jenes abſchließende „Komm bald“ rief nach ihr, wie in zärtlicher Sehnſucht. Sie ſteckte den Brief in ihr Mieder und erinnerte ſich, daß ſie dasſelbe als junges Mädchen öfters mit ſeinen kleinen Zetteln gethan, und daß ſie die leiſe Berührung mit einem angenehmen Schauer erfüllt hatte.

Sie ging zuerſt zu Mahlmanns, wo ſie die Zwillinge unterrichtete. Sehr häufig thaten ihr die Fingerübungen, die ſie da anhören mußte, geradezu

weh, und ſie ſchlug die Kleinen ärgerlich auf die Hände, wenn ſie danebengriffen. Heute war ſie ohne jede Strenge. Als Frau Mahlmann ins Zimmer trat, dick und freundlich wie immer, und ſich erkundigte, ob Bertha zufrieden ſei, lobte Bertha die Kleinen, und wie in einer plötzlichen Erleuchtung ſetzte ſie hinzu: „Nun werd' ich ihnen ein paar Tage frei geben können."

„Frei? Wieſo denn, liebe Frau Garlan?"

„Ja, Frau Mahlmann, es wird mir nichts Anderes übrig bleiben. Denken Sie, wie ich neulich in Wien war, hat mich meine Couſine ſo dringend aufgefordert, doch einmal ein paar Tage bei ihr zu wohnen."

„Freilich, freilich," ſagte Frau Mahlmann.

Bertha wurde immer mutiger und log weiter mit einer Art von Vergnügen über ihre eigene Frechheit. „Ich wollte es mir eigentlich auf den Juni laſſen. Aber da kommt heute ein Brief von ihr, ihr Mann verreiſt, ſie iſt ſo allein und gerade jetzt" — ſie fühlte den Brief kniſtern, hatte eine unbeſchreibliche Luſt, ihn hervorzuziehen, unterließ es aber doch — „und ich denke, daß ich vielleicht die Gelegenheit benütze . . . ."

„No freilich," ſagte Frau Mahlmann und faßte

Bertha bei beiden Händen, „wenn ich eine Couſine in Wien hätt', ich möcht alle vierzehn Tag' acht Tag' bei ihr wohnen."

Bertha ſtrahlte. Ihr war, als räumte eine unſichtbare Hand die Hinderniſſe aus dem Weg; Alles ging ſo leicht. Nun ja, wem war ſie ſchließlich Rechenſchaft ſchuldig? Plötzlich aber durchzuckte ſie die Befürchtung, ob ihr Schwager wirklich auch nach Wien wollte. Alles verwirrte ſich wieder, Gefahren tauchten auf, und ſelbſt unter dem gutmütigen Lächeln der Frau Mahlmann lauerte der Verdacht .... Ah, ſie mußte unbedingt Frau Rupius ins Vertrauen ziehen! Gleich nach der Lektion nahm ſie den Weg zu ihr.

Erſt als ſie Frau Rupius in einer weißen Morgentoilette auf dem Sopha ſitzen fand und den erſtaunten Blick bemerkte, der ſie empfing, fiel Bertha das Sonderbare ihres frühen Beſuches auf, und ſie ſagte mit erkünſtelter Heiterkeit: „Guten Morgen. Früh komm' ich heut, nicht wahr?"

Frau Rupius blieb ernſt, ſie hatte nicht das Lächeln wie ſonſt. „Ich freue mich ſehr, Sie zu ſehen. Die Stunde gilt mir gleich." Dann ſah ſie ſie fragend an und Bertha wußte nicht, was ſie ſagen ſollte; dabei ärgerte ſie ſich über die kindiſche Be-

fangenheit, die sie dieser Frau gegenüber nicht los werden konnte. „Ich wollte Sie fragen," sagte sie endlich, „wie Ihnen unser Ausflug bekommen ist."

„Ganz gut," sagte Frau Rupius etwas hart. Aber mit einmal veränderten sich ihre Züge und sie setzte mit übergroßer Freundlichkeit hinzu: „Eigentlich wär' es an mir gewesen, Sie zu fragen. Ich bin ja diese Ausflüge gewohnt." Sie schaute durchs Fenster, während sie das sagte, und Bertha folgte unwillkürlich ihren Blicken, die auf die andere Seite des Marktplatzes wanderten, zu einem offenen Fenster mit Blumenstöcken. Es war ganz still, die Ruhe eines Sommertags über einer schlafenden Stadt. Bertha hätte sich am liebsten neben Frau Rupius gesetzt, sich von ihr auf die Stirne küssen und segnen lassen; aber zugleich hatte sie Mitleid mit ihr. Alles das war ihr selbst rätselhaft. Wozu war sie nun eigentlich hierher gekommen? Was sollte sie ihr denn sagen? „Ich werde morgen nach Wien fahren, meinen Jugendgeliebten wiedersehen" . . .? Was ging das alles Frau Rupius an? Interessirte sie es denn auch nur im mindesten? Sie saß da, wie von irgend etwas Undurchdringlichem umgeben, man konnte nicht zu ihr. — Sie konnte nicht zu ihr, das war es. Gewiß gab es ein Wort, mit dem man

ſich den Zugang zu ihr eröffnen konnte, nur daß Bertha es nicht kannte.

„Was macht denn Ihr Kleiner?“ fragte Frau Rupius, ohne den Blick von den Blumenſtöcken zu wenden.

„Es geht ihm gut wie immer; er iſt ſehr brav. Es iſt ein unendlich gutes Kind.“ Sie legte eine abſichtliche Zärtlichkeit in dieſes Wort, als wäre Frau Rupius vielleicht dadurch zu gewinnen.

„Ja, ja,“ ſagte dieſe, und im Ton lag etwa: es iſt ſchon gut, darum hab' ich Sie nicht gefragt. Dann ſetzte ſie hinzu: „Haben Sie ein verläßliches Kindermädchen?“ Bertha war einigermaßen erſtaunt über dieſe Frage und erwiderte: „Mein Mädchen hat ja noch vielerlei Anderes zu thun, aber ich kann mich nicht über ſie beklagen; ſie kocht auch ſehr gut.“

Nach einem kurzen Schweigen ſagte Frau Rupius ganz trocken: „So einen Buben zu haben, das muß ein großes Glück ſein.“

„Es iſt ja mein einziges,“ ſagte Bertha überlaut. Es war eine Antwort, die ſie ſchon oft gegeben, aber heute wußte ſie, daß ſie nicht ganz aufrichtig war. Sie fühlte das Blatt Papier ihre Haut berühren und beinah erſchreckt ſah ſie ein, daß ſie es auch

als Glück empfand, diesen Brief erhalten zu haben. Zugleich fiel ihr ein, daß die Frau, die ihr gegenübersaß, kein Kind, und auch nicht die Aussicht hatte, eines zu bekommen, und so hätte Bertha gern wieder zurückgenommen, was sie gesagt. Ja, sie war nah daran, nach einem Wort der Einschränkung zu suchen, aber als könnte Frau Rupius in ihre Seele schauen und keine Lüge dürfte vor ihr bestehen, sagte sie gleich: „Ihr einziges Glück? Sagen Sie: ein großes, das ist auch nicht wenig. Ich beneide Sie manchmal darum, obzwar ich eigentlich glaube, daß schon das Leben an und für sich Ihnen Freude macht."

„Ich lebe ja so einsam, so . . . ."

Anna lächelte. „Nun ja, ich habe es nicht so gemeint; ich meine: daß die Sonne scheint, daß wir jetzt so schönes Wetter haben, das macht Sie auch froh."

„O ja, sehr!" erwiderte Bertha mit Beflissenheit. „Ich bin in meiner Laune überhaupt von der Witterung abhängig. Wie das Gewitter vor ein paar Tagen war, da bin ich vollkommen niedergedrückt gewesen, und dann, als es vorbei war —"

Frau Rupius unterbrach sie. „Das ist ja bei jedem Menschen so."

914592

Bertha wurde kleinlaut; ſie fühlte es: für dieſe Frau war ſie nicht klug genug, ſie konnte immer nur ſo hin und her reden wie die anderen Frauen in der kleinen Stadt. Es war ihr, als hätte Frau Rupius jetzt eine Prüfung mit ihr veranſtaltet, die ſie nicht beſtanden hatte, und mit einem Mal bekam ſie eine große Angſt vor dem Wiederſehen mit Emil. Wie würde ſie ſich dem gegenüber anſtellen? Wie war ſie in dieſem ſechsjährigen engen Leben verſchüchtert und hilflos geworden!

Frau Rupius ſtand auf. Der weiße Morgenrock wallte um ſie, ſie ſah größer und ſchöner aus als ſonſt, und Bertha mußte an eine Schauſpielerin denken, die ſie vor ſehr langer Zeit auf der Bühne geſehen und die ganz ähnlich ausgeſchaut. Sie dachte: Wär' ich doch wie ſie, dann wäre mir nicht bang! und zugleich fiel ihr ein, daß dieſe wunderſchöne Frau mit einem kranken Mann verheiratet war. — Ob die Leute nicht doch Recht hatten? Aber von hier aus konnte ſie wieder nicht weiter; auf welche Weiſe die Leute Recht haben ſollten, konnte ſie ſich nicht vorſtellen. Und in dieſem Augenblick kam eine Ahnung über ſie von der Schwere des Schickſals, das über dieſe Frau verhängt war, ob ſie es nun trüge oder ſich dagegen wehrte. Doch als hätte Anna

wieder in den Gedanken Berthas gelesen und duldete nicht, daß sie in dieser Weise sich in ihr Vertrauen einschliche, löste sich plötzlich der unheimliche Ernst ihres Gesichts und sie sagte harmlos: „Denken Sie, daß mein Mann jetzt noch schläft. Er hat die Gewohnheit angenommen, bis tief in die Nacht hinein wach zu bleiben, zu lesen und Stiche anzuschauen, und dann schläft er bis zum hellen Mittag. Im übrigen, das ist ganz Gewohnheitssache; als ich noch in Wien lebte, war ich eine unglaubliche Langschläferin.“ Und nun begann sie von ihren Mädchenjahren zu plaudern, heiter und mit einer Zutraulichkeit, wie sie Bertha nie früher an ihr bemerkt. Sie erzählte von ihrem Vater, der Offizier im Generalstab gewesen, von ihrer Mutter, die als ganz junge Frau gestorben war, von dem kleinen Haus mit Garten, in dem sie als Kind gespielt. Jetzt erst erfuhr Bertha, daß Frau Rupius ihren Mann schon als Knaben kennen gelernt, daß er mit den Seinen im angrenzenden Haus gewohnt und daß sie sich schon als Kinder verlobt hatten. Es war für Bertha, als wenn die ganze Jugend dieser Frau wie sonnenbestrahlt auftauchte, eine Jugend voll Glück und voll Hoffnung, und es schien ihr, als hätte auch die Stimme der Frau Rupius einen frischeren Klang,

da ſie nun von den Reiſen erzählte, die ſie in früherer Zeit mit ihrem Manne unternommen. Bertha ließ ſie nur immer weiter reden und ſcheute ſich, ſie anzurufen, als wäre ſie eine Mondſüchtige, die über Dachfirſte wandelt. Aber während Frau Rupius von einer vergangenen Zeit ſprach, als deren beſondere Schönheit immer die Seligkeit des Geliebtwerdens durchſchimmerte, begann es in Berthas Seele mitzubeben, von der Hoffnung eigenen Glücks, das ſie noch nicht erlebt. Und während Frau Rupius von Fußwanderungen erzählte, — durch die Schweiz und Tirol — die ſie einmal mit ihrem Gatten unternommen, ſah Bertha ſich ſelbſt an der Seite Emils auf gleichen Wegen wandeln, und eine ſo ungeheure Sehnſucht erfüllte ſie, daß ſie am liebſten gleich aufgeſtanden, nach Wien gefahren wäre, ihn ſuchen, in ſeine Arme ſtürzen, endlich einmal die Wonnen erleben, die ihr bisher verſagt geblieben waren.

Ihre Gedanken irrten ſo weit, daß ſie nicht bemerkte, wie Frau Rupius längſt wieder ſchwieg, auf dem Sopha ſaß und mit ſtarren Augen zu den Blumenſtöcken des Hauſes gegenüber ſah. Die große Stille weckte Bertha auf; das ganze Zimmer ſchien ihr wie erfüllt von etwas Geheimnisvollem, in dem Vergangenes und Zukünftiges ſonderbar in

einander spielten. Sie fühlte einen unbegreiflichen Zusammenhang zwischen sich und dieser Frau. Sie stand auf, reichte ihr die Hand, und, als wäre es ganz selbstverständlich, küßten sich die beiden Frauen zum Abschied, wie alte Freundinnen. Bei der Thüre sagte Bertha: „Ich fahre morgen wieder nach Wien auf einige Tage.“ Sie lächelte dabei wie eine Braut.

Von Frau Rupius ging sie zu ihrer Schwägerin. Ihr Neffe saß schon am Klavier und phantasirte sehr wild auf den Tasten; er that, als bemerkte er ihr Eintreten nicht und ging in Fingerübungen über, die er mit gemacht steifer Gelenkhaltung spielte.

„Wir werden heute vierhändig spielen“, sagte Bertha und suchte den Band mit den Schubert'schen Märschen hervor. Sie hörte sich selbst gar nicht zu und merkte kaum, wie ihr Neffe beim Pedalgreifen ihren Fuß berührte. Indeß kam Elly herein und küßte die Tante. „Ja richtig,“ sagte der Neffe, „das hab' ich ganz vergessen.“ Und, immer weiter spielend, näherte er seinen Mund der Wange Berthas.

Die Schwägerin trat ein, mit dem Schlüsselbund klappernd und tiefe Schwermuth in dem blassen, verschwommenen Gesicht. „Ich habe die Brigitte entlassen,“ sagte sie tonlos. „Es war nicht mehr auszuhalten.“

„Soll ich Dir ein Mädchen aus Wien verſorgen?“ ſagte Bertha mit einer Leichtigkeit, über die ſie ſelbſt ſtaunte. Und nun erzählte ſie die Lüge von der Einladung der Couſine ein zweites Mal, mit noch größerer Sicherheit und bereits ein wenig ausgeſchmückt. Die innere Freude, die ſie ſelbſt während ihrer Erzählung verſpürte, ſteigerte zugleich ihren Mut. Selbſt die Möglichkeit, daß ihr Schwager ſich ihr anſchließen könnte, ſchreckte ſie nicht mehr. Auch fühlte ſie, daß ſie durch die Art, in der er ſich ihr zu nähern pflegte, im Vorteil ihm gegenüber war.

„Wie lang denkſt Du denn in der Stadt zu bleiben“ fragte die Schwägerin.

„Zwei, drei Tage, länger gewiß nicht. Und weißt Du, Montag hätt' ich jedenfalls hinein müſſen — zur Schneiderin.“

Richard klimperte auf dem Piano, aber Elly ſtand, mit beiden Armen auf das Klavier geſtützt, und ſah ihre Tante mit beinahe angſtvollen Blicken an. Bertha rief unwillkürlich aus: „Was haſt Du denn?“

Elly fragte: „Warum denn?“

Bertha ſagte: „Du ſiehſt mich ſo komiſch an, als wenn Du — ja, als wenn's Dir nicht recht

wäre, daß Du zwei Tage keine Klavierstunde hast."

„Nein," erwiderte Elly und lächelte, „das ist es nicht. Aber . . . nein, ich kann's nicht sagen."

„Was denn?" fragte Bertha.

„Nein, bitte, ich kann's wirklich nicht sagen." Sie umhalste die Tante wie flehend.

„Elly," sagte die Mutter, „ich dulde nicht, daß Du Geheimnisse hast." Sie setzte sich nieder, als wenn sie aufs Tiefste gekränkt und sehr ermüdet wäre.

„Nun, Elly," sagte Bertha, von einer unbestimmten Angst erfüllt, „wenn ich Dich schon bitte . . ."

„Aber Du darfst mich nicht auslachen, Tante."

„Gewiß nicht."

„Siehst Du, Tante, schon das letzte Mal, wie Du fort warst, hab' ich mich so gefürchtet, — ich weiß ja, es ist dumm . . . . wegen . . . wegen der vielen Wagen in den Straßen . . ."

Bertha atmete wie erleichtert auf und streichelte die Wangen Ellys. „Ich werde schon Acht geben, Du kannst ganz ruhig sein."

Die Mutter schüttelte den Kopf. „Ich fürchte," sagte sie, „Elly wird sehr überspannt."

Bevor Bertha sich entfernte, wurde noch ver-

abredet, daß ſie zum Abendeſſen kommen ſollte und daß ſie ihren Kleinen während der Dauer ihrer Abweſenheit zu den Verwandten ins Haus geben ſollte.

Nach Tiſch ſetzte ſich Bertha an den Schreibtiſch, las den Brief Emils noch einige Mal und entwarf ihre Antwort.

„Mein lieber Emil!

Es iſt ſehr liebenswürdig von Dir, mir ſo bald zu antworten. Ich war ganz glücklich“ — ſie ſtrich „ganz glücklich“ wieder aus, und ſetzte dafür „ſehr erfreut, als ich Deine lieben Zeilen erhielt. Wievieles hat ſich verändert, ſeit wir uns nicht geſehen haben! Du biſt ſeitdem ein berühmter Virtuoſe geworden, was für mich niemals einem Zweifel unterlag“ — Sie hielt inne und ſtrich den ganzen Satz wieder aus. „Auch ich teile Deinen Wunſch, mich bald wiederzuſehen“ . . . nein, das war ja ein Unſinn! Alſo: „Auch mir wäre es rieſig angenehm, wenn ich Dich wieder einmal ſprechen könnte.“ — Jetzt fiel ihr etwas Vortreffliches ein, und ſie ſchrieb mit vielem Vergnügen: „Es iſt eigentlich ſonderbar, daß wir uns ſo lange nicht begegnet ſind, da ich gar nicht ſelten nach Wien komme, ſo zum Beiſpiel Ende dieſer Woche.“ . . . Jetzt ließ ſie die Feder ſinken

und dachte nach. Sie war entschlossen, morgen Nachmittag nach Wien zu fahren, in einem Hôtel abzusteigen und dort zu schlafen, um am nächsten Tag ganz frisch zu sein und schon ein paar Stunden Wiener Luft geatmet zu haben, ehe sie mit ihm zusammentraf. Nun galt es noch, den Ort festzustellen. Der war leicht gefunden. „Deinem freundlichen Wunsche gemäß teile ich Dir mit, daß ich Samstag Vormittag um elf Uhr“ . . . nein, das war nicht das Rechte! Es war so geschäftsmäßig und doch wieder zu bereitwillig. Sie schrieb: „Willst Du Deine alte Freundin schon bei dieser Gelegenheit wiedersehen, so bemühe Dich am Samstag Vormittag elf Uhr ins kunsthistorische Museum zu den Niederländern.“ Sie kam sich ziemlich großartig vor, als sie das niederschrieb, und alles Verdächtige schien damit weggewischt. Sie überlas ihr Concept. Es erschien ihr etwas trocken, aber schließlich enthielt es das Notwendigste, und sie hatte sich nichts vergeben; alles Andere würde sich im Museum finden, bei den Niederländern. Sie schrieb den Entwurf ins Reine, unterzeichnete, couvertirte und eilte auf die sonnige Straße hinunter, um den Brief in den nächsten Kasten zu werfen. Wieder zuhause, warf sie ihr Kleid ab, nahm einen Schlafrock um, setzte sich

auf den Divan und blätterte in einem Roman von Gerſtäcker, den ſie ſchon zehnmal geleſen. Aber ſie vermochte kein Wort zu faſſen. Anfangs verſuchte ſie, die Gedanken, die ſie bedrängten, von ſich abzuweiſen, aber es half nichts. Sie ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, aber immer wieder träumte ſie ſich in Emils Armen. Warum denn nur? Daran hatte ſie doch noch gar nicht gedacht! Nein . . . daran wird ſie auch nie denken . . . ſie iſt keine ſolche Frau. . . . Nein, ſie kann nicht die Geliebte von Jemandem werden — und nun gar diesmal . . . . Ja, vielleicht, wenn ſie noch einmal nach Wien kommt und wieder und wieder . . . . nun ja, viel ſpäter — vielleicht. Und im übrigen: er wird es ja auch gar nicht wagen, davon zu reden, es nur anzudeuten . . . Aber es half nichts, ſie konnte nichts Anderes mehr denken. Immer zudringlicher kamen ihre Träume, und endlich gab ſie den Kampf auf, lehnte träg in der Ecke des Divans, ließ das heruntergeglittene Buch auf dem Boden liegen und ſchloß die Augen.

Als ſie ſich nach einer Stunde wieder erhob, ſchien ihr eine ganze Nacht vergangen zu ſein, insbeſondere der Beſuch bei Frau Rupius lag weit zurück. Wieder wunderte ſie ſich über dieſe Regelloſigkeit der Stunden; wahrhaftig, ſie waren länger und kürzer,

wie es ihnen beliebte. Sie kleidete sich an, um mit Fritz spazieren zu gehen. Sie war in der müd gleichgiltigen Stimmung, wie sie nach ungewohntem Nachmittagsschlaf zu kommen pflegt, in der man kaum die Fähigkeit hat, sich ganz auf sich selbst zu besinnen, in der Einem das Gewöhnliche seltsam, aber wie auf jemand Anderen bezogen, vorkommt. Sie empfand es zum ersten Mal als sonderbar, daß der Bub, den sie jetzt in sein Gewand steckte, ihr eigenes Kind war, das sie von Einem empfangen, der längst begraben war, und das sie unter Schmerzen geboren. Irgend etwas in ihr sagte ihr, daß sie heut wieder einmal auf den Friedhof gehen müßte. Sie hatte aber nicht die Empfindung, als hätte sie ein Unrecht gutzumachen, sondern als müßte sie Jemanden, dem sie sich ohne triftigen Grund entfremdet, höflicherweise wieder einmal besuchen. Sie wählte den Weg durch die Kastanienallee. Hier drückte die Hitze heute besonders schwer. Erst als sie in die Sonne trat, wehte ein leichter Hauch, und vom Friedhof her schien das Laub der Bäume durch leichtes Neigen sie zu begrüßen. Als sie mit dem Buben durch die Friedhofthür eintrat, kam es ihr kühl, ja erfrischend entgegen. In einer milden, beinah süßen Müdigkeit spazierte sie durch die große

Mittelallee, ließ den Buben voranlaufen und kümmerte sich nicht, wie er hinter einem Grabstein ihrem Blick auf Sekunden entschwand, was sie sonst nie leiden mochte. Vor dem Grabe ihres Mannes blieb sie stehen, schaute aber nicht auf das Blumenbeet herunter, wie es sonst ihre Art war, sondern an dem Marmor vorbei, weg über die Mauer, in den blauen Himmel. Sie fühlte keine Thräne im Auge, keine Rührung, kein Grauen; sie dachte eigentlich nicht daran, daß sie über Tote hingeschritten war, und daß hier unter ihr Einer in Staub zerfiel, der sie einmal in den Armen gehalten hatte.

Plötzlich hörte sie Schritte hinter sich auf dem Kies, eilige, wie sie sie sonst an diesem Ort nicht zu hören gewohnt war, — beinah verletzt wandte sie sich um. Klingemann stand vor ihr, hielt seinen Strohhut, der durch ein Band an einem Rockknopf befestigt war, grüßend in der Hand und neigte sich tief vor Bertha.

„Nein, was für ein sonderbarer Zufall," sagte diese.

„Das eben nicht, gnädige Frau; ich sah Sie von der Straße aus, an Ihrer Art zu gehen hab' ich Sie erkannt." Er sprach sehr laut und Bertha sagte fast unwillkürlich: „Sst!" Auf Klingemanns

Antlitz erſchien ſofort ein höhniſches Lächeln und er ſagte zwiſchen den Zähnen: „Er wacht nicht auf.“ Bertha war über dieſe Bemerkung ſo entrüſtet, daß ſie gar nicht nach einer Antwort ſuchte, ſondern ſich wegwandte, nach Fritz rief und ſich entfernen wollte. Aber Klingemann faßte ihre Hand und flüſterte, indem er zu Boden ſah: „Bleiben Sie.“ Bertha machte die Augen weit auf; ſie begriff das nicht. Plötzlich blickte Klingemann wieder vom Boden auf und bohrte ſeine Augen in die Berthas. Dann ſagte er: „Ich liebe Sie nämlich!“ Bertha ſtieß einen leiſen Schrei aus. Klingemann ließ ihre Hand los und ſetzte in ganz leichtem Geſprächston hinzu: „Das kommt Ihnen wohl etwas verwunderlich vor?“

„Es iſt unerhört, es iſt unerhört!“ Sie wollte wieder gehen und rief „Fritz!“

Klingemann ſprach, jetzt in bittendem Ton: „Bleiben Sie! Wenn Sie mich jetzt allein laſſen, Bertha . . . . .“

Bertha hatte ihre Beſinnung wiedergefunden. Sie ſagte heftig: „Nennen Sie mich nicht Bertha! Wer hat Ihnen dazu das Recht gegeben? Ich habe keine Luſt, weiter mit Ihnen zu reden . . . Und gar hier,“ ſetzte ſie hinzu mit einem Blick nach

unten, der den Toten gleichsam um Entschuldigung bat. Indeß war Fritz auch herzu gekommen. Klingemann schien sehr enttäuscht. „Gnädige Frau," sagte er und folgte Bertha, die, den Kleinen an der Hand führend, sich langsam entfernte, „ich fühle mein Unrecht, ich hätte anders anfangen und erst am Schlusse einer wohlgesetzten Rede das sagen sollen, wodurch ich Sie nun erschreckt zu haben scheine."

Bertha sah ihn nicht an, sondern sagte, als wenn sie zu sich selbst spräche: „Ich hätte es nicht für möglich gehalten; ich dachte, ein gebildeter Mensch ..." Sie waren an der Friedhofsthür. Klingemann sah noch einmal zurück, und in seinem Blick lag das Bedauern, daß er seine Scene am Grabe nicht hatte zu Ende spielen können; aber, immer an der Seite Berthas, den Hut in der Hand und das Band, an dem er befestigt war, um den Finger drehend, sprach er weiter: „Ich kann nun nichts Anderes thun, als wiederholen, daß ich Sie liebe, daß Sie mich in meinen Träumen verfolgen — mit einem Wort: Sie müssen mein werden." Wieder blieb Bertha wie entsetzt stehen.

„Sie werden diese Bemerkung vielleicht frech finden, aber nehmen wir die Dinge, wie sie sind:

Sie . . .“ er machte eine lange Pauſe — „ſind allein, ich nicht minder —“

Bertha ſtarrte Klingemann ins Geſicht.

„Ich weiß, woran Sie denken,“ ſagte Klingemann. „Alles das hat nichts zu bedeuten, Alles das iſt im Augenblick aus, wo Sie es befehlen. Eine dunkle Ahnung ſagt mir, daß wir Zwei ſehr gut für einander paſſen, ja wenn mich nicht Alles trügt, dürfte das Blut in Ihren Adern, gnädige Frau, nicht weniger heiß fließen, als . . .“ Der Blick, der ihn jetzt aus Berthas Auge traf, war ſo erfüllt von Zorn und Ekel, daß Klingemann den Satz nicht vollenden konnte. Er begann daher einen andern. „Ach, was iſt das eigentlich für ein Leben, das ich jetzt führe! Es iſt eben ſchon ſehr lange Zeit verfloſſen, ſeit ich von einer edlen Frau, wie Sie es ſind, geliebt worden. Ich verſtehe ja Ihr Zögern oder vielmehr Ihre Ablehnung. Zum Teufel noch einmal, es gehört ſchon ein bischen Courage dazu, ſich mit einem ſo verlotterten Kerl, wie ich einer bin . . . Obzwar es vielleicht nicht einmal ſo arg iſt — Ah, wenn ich eine menſchliche Seele, eine gütige, weibliche Seele“ — er betonte „Seele“ — „fände . . . Ja, gnädige Frau, mir war es ſo wenig an der Wiege geſungen als Ihnen, daß ich in

einem ſolchen Neſt verkümmern und verſauern werde. Sie dürfen's mir nicht übel nehmen, wenn ich .. wenn ich —" Die Worte begannen ihm zu verſagen, ſeit er nahezu die Wahrheit ſprach. Bertha ſah ihn an. Er kam ihr jetzt ein bischen lächerlich, beinahe bedauernswert und recht alt vor, und ſie wunderte ſich, daß dieſer Mann noch den Mut hatte, nicht etwa um ſie anzuhalten — nein, ſogar einfach um ihre Gunſt zu werben.

Und doch, zu ihrem eigenen Staunen und zu ihrer Beſchämung, überſtrömte es ſie, auch aus dieſen ungebührlichen Worten eines Menſchen, der ihr lächerlich erſchien, wie mit einer Welle von Verlangen; denn wie dieſe Worte ſchon verklungen waren, hörte ſie ſie im Geiſte wieder — aber wie aus dem Mund eines Andern, der in Wien ihrer harrte; — und ſie empfand, daß ſie dieſem nicht widerſtehen könnte. Klingemann redete noch immer weiter, er ſprach davon, daß ſein Daſein ein verfehltes, aber der Rettung würdiges wäre; die Frauen hätten ihn auf dem Gewiſſen, und eine Frau müßte ihn wieder emporziehen. Schon als Student war er mit Einer durchgegangen, und damit fing das Elend an. Er redete von ſeinen ungebändigten Sinnen, und Bertha mußte lächeln; dabei ſchämte

ſie ſich der Sachverſtändigkeit, die ihr ſelbſt in dieſem Lächeln zu liegen ſchien. Beim Hausthor ſagte Klingemann: „Ich werde heute Abend vor Ihrem Fenſter auf- und abgehen. Werden Sie Klavier ſpielen?“

„Ich weiß nicht.“

„Ich werd' es als Zeichen nehmen.“ Damit ging er.

Am Abend ſaß ſie wie ſo oft am Tiſch von Schwager und Schwägerin, zwiſchen Richard und Elly. Man ſprach von ihrer bevorſtehenden Reiſe nach Wien, als handelte es ſich thatſächlich um nichts Anderes als um den Beſuch bei der Couſine, um das Probiren bei der Schneiderin und um einige Beſorgungen, welche ſie für den Haushalt der Schwägerin zu übernehmen verſprochen. Gegen Ende des Nachtmahls, während der Schwager ſeine Pfeife rauchte, Richard ihm aus der Zeitung vorlas, die Mutter ſtrickte und Elly, ganz nah neben Bertha gerückt, ihren Kinderkopf an ihre Bruſt lehnte, erſchien ſich Bertha wie eine abgefeimte Lügnerin. Hier ſaß ſie, die Witwe eines braven Manns, im Familienkreiſe, der ſich ihrer ſo treu angenommen, an der Seite eines jungen Mädchens, das wie zu einer älteren Freundin zu ihr aufblickte, ſie, bisher

ſelbſt eine brave Frau, die ihr Leben anſtändig und in Arbeit hingebracht, nur für ihren kleinen Sohn gelebt, — und war ſie jetzt nicht im Begriff, alles das hinzuwerfen, dieſe trefflichen Leute zu belügen und ſich in ein Abenteuer zu ſtürzen, deſſen Ende ſie nicht abſehen konnte? Denn was war in den letzten Tagen aus ihr geworden, von welchen Träumen war ſie verfolgt, wie ſchien ihr ganzes Daſein nur mehr dem einen Augenblick entgegen zu ſtreben, da ſie wieder in den Armen eines Mannes liegen durfte? Wenn ſie nur daran dachte, überlief ſie der unſagbare Schauer, unter dem ſie ſich willenlos, wie einer fremden Macht verfallen, vorkam. Und während die Worte, die Richard las, eintönig an ihr Ohr ſchlugen und ihre Finger mit den Locken Ellys ſpielten, lehnte ſie ſich ein letztes Mal auf, ſchwor ſich zu, daß ſie ſtandhaft ſein, daß ſie nichts Anderes wollte, als Emil wiederſehen, und daß ſie, wie alle braven Frauen, die ſie kannte, wie ihre längſt verſtorbene Mutter, wie ihre Couſine in Wien, wie Frau Mahlmann, wie Frau Martin, wie ihre Schwägerin und wie . . . ja, wie gewiß auch Frau Rupius nur dem angehören wollte, der ſie zu ſeiner Gattin machte. Wie ſie aber daran dachte, durchfuhr es ſie wie ein Blitz: wenn er ſelbſt . . . wenn

Emil . . . Aber sie hatte Angst vor diesem Gedanken, sie wies ihn von sich. Nicht mit so kühnen Träumen durfte sie zu diesem Rendezvous fahren. Er, der große Künstler, und sie, eine arme Witwe mit einem Kind . . . Nein, nein! — Sie wird ihn noch einmal wiedersehen . . . ja, im Museum, bei den Niederländern . . . einmal und zugleich das letzte Mal, und sie wird es ihm auch sagen, daß sie nichts Anderes wollte, als ihn noch einmal sehen. Mit einer lächelnden Genugthuung stellt sie sich sein etwas enttäuschtes Gesicht vor, und sie legt, wie zur Vorübung, ihr Gesicht in ernste Falten und weiß schon die Worte, die sie ihm sagen wird: O nein, Emil, wenn Du das glaubst . . . Aber sie darf diese Worte nicht in allzu hartem Tone sagen, damit er nicht wie damals . . . vor zwölf Jahren! . . . schon nach dem ersten Versuch einhält; er soll sie ein zweites, er soll sie ein drittes Mal — ach Gott, er soll sie eben so lange bitten, bis sie nachgiebt . . . Denn sie fühlt es, hier, inmitten aller dieser guten, anständigen, tugendhaften Leute, zu denen sie dann freilich nicht mehr zählen wird, — sie wird nachgeben, sobald er es verlangt. Sie fährt nur nach Wien, um seine Geliebte zu werden und nachher, wenn's sein muß, zu sterben.

Am andern Nachmittag reiſte Bertha ab. Es war ſehr heiß, die Sonne brannte auf die ledernen Sitze, Bertha hatte das Fenſter geöffnet und den gelben Vorhang vorgezogen, der aber immer im Luftzug hin- und herflatterte. Sie war allein. Aber ſie dachte kaum an den Ort, an den ſie fuhr, an den Menſchen, den ſie wiederſehen wollte, an das, was ihr bevorſtehen mochte, — ſondern nur an die ſeltſamen Worte, die ſie eben, eine Stunde vor ihrer Abreiſe vernommen. Sie hätte ſie gern vergeſſen, wenigſtens für die nächſten Tage. Warum hatte ſie nur dieſe paar Stunden zwiſchen Mittageſſen und Abfahrt nicht zu Hauſe bleiben können? Welche Unruhe trieb ſie, an dem glühend heißen Nachmittag aus ihrem Zimmer auf die Straße, auf den Markt, und hieß ſie an der Wohnung Rupius' vorbeigehen? Da ſaß er auf dem Balkon, die Augen auf das ſtrahlend weiße Pflaſter gerichtet, und über die Kniee, wie immer, den grauen Plaid gebreitet, deſſen Enden zwiſchen den Gitterſtäben des Balcons herabhingen; vor ihm das kleine Tiſchchen mit der Flaſche Waſſer und dem Glas. Als er Bertha gewahrte, richteten ſeine Augen ſich auf ſie, als bäte er ſie um etwas, und ſie merkte, wie er ſie durch eine leichte Kopfbewegung zu ſich rief. Warum folgte ſie ihm?

Warum nahm sie es nicht einfach als Gruß, dankte und ging ihres Wegs? Wie sie aber, seinem Wink gehorchend, dem Hausthor sich zuwandte, sah sie, wie ein Lächeln des Danks über seine Lippen glitt, und das gleiche fand sie noch auf seinem Antlitz, als sie durch das kühle, dunkel gehaltene Zimmer zu ihm auf den Balkon trat, seine entgegengestreckte Hand nahm und sich an die andere Seite des Tischchens ihm gegenüber setzte.

„Wie geht's Ihnen?“ fragte sie.

Er erwiderte anfangs nichts, dann merkte sie an Bewegungen in seinem Gesicht, daß er reden wollte, aber es war, als könnte er kein Wort herausbringen; endlich stieß er hervor, die ersten Worte überlaut: „Sie will mich . . .“ dann, als sei er selbst von dem beinahe schreienden Ton erschrocken, ganz leise: „verlassen. Meine Frau will mich verlassen.“

Bertha sah unwillkürlich um sich.

Rupius hob die Hände wie beruhigend. „Sie hört uns nicht. Sie ist in ihrem Zimmer; sie schläft.“

Bertha wurde verlegen, sie stammelte: „Woher wissen Sie . . . ? Das ist ja nicht möglich!“

„Fortreisen will sie — fortreisen, auf einige

Zeit, wie ſie ſagt . . . auf einige Zeit . . . verſtehen Sie mich?“

„Nun ja, wahrſcheinlich zu ihrem Bruder.“

„Auf immer will ſie fort . . . auf immer! Natürlich wird ſie mir nicht ſagen: Leb' wohl, Du wirſt mich nie wiederſehen! Daher ſagt ſie: Ich möchte ein wenig reiſen, ich brauche Erholung, ich will auf einige Wochen an einen See, möchte ſchwimmen, brauche Luftveränderung! Sie ſagt mir natürlich nicht: Ich ertrag' es nicht länger, ich bin jung und blühend und geſund, und Du biſt lahm und wirſt bald ſterben und mich graut vor Deiner Krankheit und vor dem Ekelhaften, das noch kommen wird, eh es zu Ende iſt. Darum ſagt ſie mir: Ich will nur auf einige Wochen fort, dann komm' ich wieder zurück, dann bleib' ich bei Dir.“

Berthas ſchmerzliche Bewegtheit ging in ihrer Verlegenheit auf; ſie konnte nichts erwidern, als: „Sie irren ſich beſtimmt.“

Rupius zog den Plaid, der herabgleiten wollte haſtig über die Kniee; ihn ſchien zu fröſteln. Während er weiter ſprach, zog er den Plaid immer höher hinauf und hielt ihn endlich mit beiden Händen vor die Bruſt gepreßt. „Ich hab' es kommen ſehen, jahrelang hab' ich dieſen Moment kommen

ſehen. Und denken Sie, was das für eine Exiſtenz iſt: einem ſolchen Moment entgegenſehen und wehrlos ſein und ſchweigen müſſen! Warum ſehen Sie mich ſo an?“

„O nein,“ ſagte Bertha und blickte auf den Marktplatz hinab.

„Nun, ich bitte Sie um Entſchuldigung, daß ich davon ſpreche. Ich hatte nicht die Abſicht; aber als ich Sie vorbeigehen ſah — nun, ich dank' Ihnen ſehr, daß Sie mich anhören.“

„Aber bitte,“ ſagte Bertha und ſtreckte ihm unwillkürlich die Hand entgegen. Da er ſie nicht bemerkte, ließ ſie ſie auf dem Tiſch liegen.

„Nun iſt es vorbei,“ ſagte Rupius. „Jetzt kommt die Einſamkeit und alles Furchtbare.“

„Aber hat Ihre Frau . . . ſie liebt Sie doch! . . . Ich bin ganz überzeugt, Sie machen ſich unnötige Sorgen. Und wär' es nicht das Einfachſte, Herr Rupius, Sie bäten Ihre Frau, daß ſie auf dieſe Reiſe verzichte?“

„Bitten . . .?“ ſagte Rupius faſt hoheitsvoll. „Hab' ich überhaupt das Recht dazu? Dieſe ganzen ſechs oder ſieben Jahre waren nur eine Gnade, die ſie mir erwieſen. Ueberlegen Sie gefälligſt. In dieſen ganzen ſieben Jahren iſt kein Wort der Klage

über ihre Lippen gekommen, daß ſie ihre Jugend verloren hat.“

„Sie hat Sie lieb,“ ſagte Bertha mit Entſchiedenheit, „und darauf kommt es an.“

Rupius ſah ſie lange an. „Ich weiß, was Sie ſagen wollen und ſich zu ſagen nicht getrauen. Aber Ihr Mann, gnädige Frau, liegt tief im Grab, ſchläft nicht Nacht für Nacht an Ihrer Seite.“ Er ſchaute auf mit einem Blick, der wie eine Verwünſchung zum Himmel fuhr.

Die Zeit rückte vor; Bertha dachte an ihren Zug. „Wann ſoll denn Ihre Frau reiſen?“

„Darüber iſt noch nicht geſprochen worden. — Aber ich halte Sie wohl auf?“

„Nein, gewiß nicht, Herr Rupius, nur . . . Hat es Ihnen Anna nicht geſagt? Ich fahre nämlich heute nach Wien.“ Sie wurde glühend roth. Er ſah ſie wieder lange an. Es ſchien ihr, als wüßte er Alles.

„Wann kommen Sie wieder?“ fragte er trocken.

„In zwei bis drei Tagen.“ Sie hätte ihm gern geſagt, daß er ſich irrte, daß ſie nicht zu einem Menſchen reiſte, den ſie liebte, daß alle dieſe Dinge, um die er ſich kränkte, etwas Schmutziges und Niedriges wären, worauf es den Frauen eigentlich

gar nicht ankäme, — aber es war ihr nicht gegeben, dafür die rechten Worte zu finden.

„Wenn Sie in zwei bis drei Tagen wiederkommen, finden Sie meine Frau wohl noch hier. Also adieu und unterhalten Sie sich gut.“

Sie hatte gefühlt, wie sein Blick ihr folgte, während sie durch das dunkel verhängte Zimmer und über den Marktplatz ging. Und auch jetzt, im Coupé, fühlte sie diesen Blick und immer noch hörte sie jene Worte klingen, in denen ihr das Bewußtsein eines ungeheuern Unglücks zu liegen schien, das sie bisher gar nicht verstanden. Das Peinvolle dieser Erinnerung schien stärker als die Erwartung alles Freudigen, das ihr bevorstehen mochte, und je näher sie der großen Stadt kam, umso schwerer wurde ihr um's Herz. Während sie an den einsamen Abend dachte, der heute vor ihr lag, war ihr, als führe sie in die Fremde, ins Ungewisse, ohne Hoffnung. Der Brief, den sie noch immer im Mieder trug, hatte seinen Zauber verloren, er war nichts als ein knisterndes Stück beschriebenes Papier, dessen Ecken einzureißen begannen. Sie versuchte sich das Aussehen Emils vorzustellen. Gesichter, die eine leichte Aehnlichkeit mit dem seinen hatten, tauchten auf, manchmal glaubte sie schon das rechte zu halten, doch

verſchwamm es gleich. Sie begann zu zweifeln, ob ſie recht gethan, ſchon heute zu reiſen. Warum hatte ſie nicht wenigſtens bis Montag gewartet? So aber mußte ſie ſich's eingeſtehen: ſie fuhr nach Wien, zu einem Rendez-vous mit einem jungen Mann, den ſie ſeit zehn Jahren nicht mehr geſprochen und der vielleicht eine ganz Andere erwartete, als die ihm morgen entgegenkam. Ja, das war es, was ſie unruhig macht; jetzt wußte ſie's. Dieſer Brief, der ihrer zarten Haut ſchon ein bißchen weh that, war an die zwanzigjährige Bertha gerichtet, denn Emil konnte ja nicht wiſſen, wie ſie jetzt ausſah. Und wenn ſie auch ſelbſt ſich ſagen mußte, daß ihr Antlitz die Linien ihrer Mädchenjahre und daß ihre Geſtalt, nur in größerer Fülle, die Umriſſe ihrer Jugend bewahrt hatte, würde er nicht trotz alledem ſehen, was ein Jahrzehnt an ihr verändert, wohl auch zerſtört hatte, ohne daß ſie ſelbſt es gemerkt?

Kloſterneuburg. Viele helle Stimmen, das Geräuſch von raſch laufenden Schritten drang an ihr Ohr. Sie ſah hinaus. Eine Menge von Schuljungen drängte heran, ſtieg mit Lachen und Geſchrei in die Waggons. Jetzt mußte Bertha daran denken, wie ihre Brüder als Kinder von Landpartieen nach Hauſe gekommen waren, und plötzlich ſtand ihr das

blaugemalte Zimmer vor Augen, in dem die Buben damals geschlafen hatten. Es lief wie ein Schauer über sie, als ihr bewußt ward, wie alles Vergangene in die Winde gestreut war, wie die Menschen, denen sie das Dasein verdankt, gestorben, die, mit denen sie jahrelang unter einem Dach gewohnt, verschollen, wie Beziehungen gelöst waren, die für die Dauer gegründet schienen. Wie unverläßlich, wie sterblich war Alles! Und er . . . er hatte ihr geschrieben, als wenn in diesen zehn Jahren, sich nichts verändert hätte, als wenn dazwischen nicht Begräbnisse, Geburten, Schmerzen, Krankheiten, Sorgen und — für ihn wenigstens — soviel Glück und Ruhm gelegen wäre. Sie schüttelte unwillkürlich den Kopf. Wie eine Verwirrung über soviel Unbegreifliches kam es über sie. Und selbst das Sausen des Zuges, der sie da mittrug zu Erlebnissen, die sie nicht kannte, schien ihr ein Gesang von merkwürdiger Traurigkeit. Sie dachte an die Zeit zurück, die noch gar nicht ferne war, die kaum Tage hinter ihr lag, in der sie ruhig und zufrieden gewesen und ihr Dasein ohne Wünsche, ohne Bedauern und ohne Staunen hingenommen. Wie war das nur Alles über sie gekommen? Sie faßte es nicht.

Immer schneller schien der Zug seinem Ziele

zuzueilen. Schon ſtieg der Dunſt der großen Stadt wie aus der Tiefe empor. Das Herz begann ihr zu klopfen. Es war ihr, als werde ſie erwartet, von irgend etwas Unbeſtimmtem, das ſie nicht hätte nennen können, von irgend etwas Hundertarmigem, das bereit war, ſie zu umfaſſen; jedes Haus, an dem ſie vorüberfuhr, wußte, daß ſie kam, die Abendſonne auf den Dächern glänzte ihr entgegen, und als der Zug jetzt in die Halle einfuhr, fühlte ſie ſich mit einem Mal geborgen. Jetzt erſt empfand ſie, daß ſie in Wien, in ihrem Wien war, in der Stadt ihrer Jugend, ihrer Träume, in der Heimat! Hatte ſie denn bisher gar nicht daran gedacht? Sie kam nicht vom Hauſe, — nein, jetzt war ſie zuhauſe angelangt. Der Lärm auf dem Bahnhof erfüllte ſie mit Wohlbehagen, das Gewühl der Wagen und Menſchen freute ſie, alles Traurige war von ihr abgefallen. — Hier ſtand ſie, Bertha Garlan, jung und hübſch, an einem warmen Maiabend in Wien, am Franz-Joſefs-Bahnhof, frei, Niemandem Rechenſchaft ſchuldig, und morgen früh wird ſie den Einzigen wiederſehen, den ſie je geliebt, — den Geliebten, der ſie gerufen hat.

In einem kleinen Hôtel nahe dem Bahnhof ſtieg ſie ab. Sie hatte ſich vorgenommen, eines von den

weniger vornehmen zu wählen, einerſeits aus Sparſamkeit, dann aus einer gewiſſen Scheu vor eleganten Kellnern und Portiers. Sie bekam ein Zimmer im dritten Stock angewieſen, mit einem Fenſter auf die Gaſſe, das Stubenmädchen ſchloß es, als die Fremde eintrat, brachte friſches Waſſer, der Hausknecht ſtellte ihren Koffer neben den Ofen, und der Kellner legte ihr den Meldzettel vor, den Bertha ſogleich und ſicher mit dem Stolz des guten Gewiſſens ausfüllte.

Ein Gefühl von äußerer Freiheit, das ſie lang nicht gekannt, umfing ſie; nichts von den täglichen kleinen Sorgen des Haushaltes, keine Verpflichtung, mit Verwandten und Bekannten zu reden; heute Abend hätte ſie thun können, was ſie wollte. Als ſie umgekleidet war, öffnete ſie das Fenſter. Sie hatte ſchon die Kerzen anzünden müſſen, aber draußen war es noch nicht ganz dunkel. Sie ſtützte die Ellbogen aufs Fenſterbrett und blickte hinunter. Wieder erinnerte ſie ſich ihrer Kinderzeit, da ſie oft abends zum Fenſter hinuntergeſchaut, manchmal mit einem ihrer Brüder, der den Arm um ihre Schultern geſchlungen hatte. Sie dachte jetzt auch ihrer Eltern, mit ſo lebhafter Rührung, daß ihr die Thränen nahe waren. Unten brannten ſchon die Laternen. Nun mußte ſie doch irgend etwas unternehmen.

Morgen um dieſe Zeit, fiel ihr ein . . . Sie konnte ſich's nicht vorſtellen. In dieſem Augenblick fuhr eben ein Fiaker unten vorbei, in dem ein Herr mit einer Dame ſaß. Wenn es nach ihrem Wunſch ginge, ſo müßten ſie morgen zuſammen aufs Land fahren — ja, das wäre das Schönſte. Irgendwo draußen in einem ſtillen Gartenreſtaurant, auf dem Tiſch ein Windlicht, und er mit ihr Hand in Hand, wie ein junges verliebtes Paar, und dann wieder zurück, — und dann . . . . Nein, ſie wollte lieber nicht weiter denken! Wo mag er jetzt ſein? Iſt er jetzt allein? Oder ſpricht er jetzt eben mit Jemandem? Und mit wem? Mit einem Mann — mit einer Frau? Mit einem Mädchen? Im übrigen, was geht ſie das an? Vorläufig geht ſie das gar nichts an. So wenig es ihn kümmert, daß Herr Klingemann ihr geſtern ein Liebesgeſtändnis gemacht, daß ihr Neffe, der freche Bub, ſie zuweilen küßt, und daß ſie für Herrn Rupius eine große Verehrung hat. Morgen wird ſie ihn ſchon fragen — ja. Ueber all dieſe Dinge muß ſie Gewißheit haben, ehe ſie . . . . . num, ehe ſie mit ihm Abends aufs Land fährt.

Fort alſo — aber wohin? An der Thüre blieb ſie unſchlüſſig ſtehen. Sie konnte nichts anderes

thun, als ein bißchen ſpazieren gehen und dann nachtmahlen .... aber wo? — Eine Dame allein. ... Nein, ſie wird hier auf ihrem Zimmer ſpeiſen und früh zu Bette gehen, um morgen gut ausgeſchlafen, friſch, jung und hübſch zu ſein. Sie ſperrte ab und begab ſich auf die Straße.

Sie wandte ſich der innern Stadt zu. Sie ging ſehr raſch, denn es war ihr unangenehm, abends allein zu gehen. Bald war ſie auf dem Ring und ging an der Univerſität vorbei bis zum Rathaus. Aber das zielloſe Herumlaufen machte ihr gar kein Vergnügen. Sie empfand Langweile und Hunger, ſetzte ſich in einen Pferdebahnwagen und fuhr zurück. Sie hatte keine rechte Luſt, ihr Zimmer aufzuſuchen. Schon von der Straße aus hatte ſie geſehen, daß der Speiſeſaal des Hôtels kaum erleuchtet und offenbar leer war. Dort ſpeiſte ſie zu Nacht, wurde gleich müde und ſchläfrig, ging mit Mühe die drei Treppen auf ihr Zimmer hinauf, und während ſie ſich, auf dem Bett ſitzend, die Schuhe aufſchnürte, hörte ſie es von einem nahen Kirchthurm zehn Uhr ſchlagen.

Als ſie in der Frühe erwachte, eilte ſie vor Allem zum Fenſter und zog die Rouleaux auf, mit einer großen Sehnſucht, das Licht des Tages und die Stadt zu ſehen. Es war ein ſonniger Morgen

und die Luft ſo friſch, als wäre ſie, wie aus tauſend Quellen, von den Wäldern und Hügeln in die Gaſſen der Stadt herabgefloſſen. Auf Bertha wirkte die Schönheit des Morgens wie ein gutes Zeichen; ſie wunderte ſich über die ſonderbare, dumpfe Art, in der ſie den geſtrigen Abend verbracht, — als hätte ſie gar nicht recht gewußt, warum ſie nach Wien gekommen. Sie fühlte, was ſie ſo froh ſtimmte: die Gewißheit, nicht mehr durch den Schlaf einer ganzen Nacht von der erſehnten Stunde getrennt zu ſein. Mit einem Mal verſtand ſie gar nicht mehr, daß ſie neulich ſchon in Wien geweſen, ohne nur den Verſuch zu wagen, Emil zu ſehen. Ja, endlich wunderte ſie ſich, daß ſie dieſe Möglichkeit wochen-, monate-, vielleicht jahrelang grundlos hinausgeſchoben. Daß ſie in dieſer ganzen Zeit kaum an ihn gedacht, fiel ihr anfangs nicht ein, aber als ihr das zu Bewußtſein kam, ſtaunte ſie darüber am meiſten.

Nun waren nur mehr vier Stunden zu überſtehen, und dann ſah ſie ihn wieder. Sie legte ſich nochmals ins Bett, lag zuerſt mit offenen Augen da und flüſterte vor ſich hin, als wollte ſie ſich an dem Wort berauſchen: Komm' bald! Sie hörte ihn ſelbſt das Wort ſprechen, nicht mehr fern, — nein, ſo als

wenn er mit ihr im gleichen Raume wäre, seine Lippen hauchten es an den ihren; Komm' bald! sagte er, aber es hieß: Sei mein! sei mein! Und sie öffnete ihre Arme, als müßte sie sich vorbereiten, wie man einen Geliebten ans Herz drückt, und sie sagte: Ich liebe Dich! und hauchte einen Kuß in die Luft.

Endlich erhob sie sich und kleidete sich an. Sie hatte diesmal ein einfaches graues Kleid in englischem Schnitt mitgenommen, das ihr nach allgemeinem Ausspruch sehr gut stand, und war mit sich ganz zufrieden, als sie ihre Toilette beendigt hatte. Sie sah wohl nicht aus wie eine vornehme Dame aus Wien, aber doch auch nicht wie eine vornehme Dame aus der Provinz; am ehesten, schien ihr, wie eine Gouvernante in einem gräflichen oder fürstlichen Hause. Ja, in der That, sie hatte etwas Fräuleinhaftes; Niemand hätte sie für eine Frau, für die Mutter eines fünfjährigen Knaben gehalten. Freilich dachte sie mit einem leichten Seufzer, sie hatte immer eher gelebt wie ein junges Mädchen. Aber darum war ihr heut auch zu Mut wie einer Braut.

Neun Uhr. Noch zwei lange Stunden. Was sollte sie bis dahin thun? Sie ließ sich Kaffee bringen, setzte sich an den Tisch, schlürfte langsam die Tasse,

aus. Es hatte keinen Sinn, länger zu Haus zu bleiben. Lieber gleich hinaus ins Freie.

Sie spazierte eine Weile in den Gassen der Vorstadt herum und empfand das Streichen der Luft um ihre Wangen wie ein besonderes Vergnügen. Was mochte jetzt ihr Bub machen? Wahrscheinlich spielte Elly mit ihm. Bertha schlug den Weg nach dem Volksgarten ein; sie freute sich darauf, in den Alleen spazieren zu gehen, in denen sie vor vielen Jahren als Kind gespielt. Durch das Thor gegenüber dem Burgtheater betrat sie den Garten. Um diese frühe Stunde war er spärlich besucht. Kinder spielten auf dem Kies, auf den Bänken saßen Bonnen und Kindermädchen, ganz kleine Mädchen liefen über die Stufen des Theseus-Tempels und unter seinen Säulengängen herum. In den schattigen Alleen ergingen sich meist ältere Leute; junge Männer, die aus großen Heften zu studiren schienen, Damen, die in Büchern lasen, hatten unter kühlen Bäumen Platz genommen. Bertha setzte sich auf eine Bank und sah zwei kleinen Mädchen zu, die über eine Schnur sprangen, wie sie es als Kind — ihr schien es, ganz an der gleichen Stelle — so oft gethan. Sanfter Wind strich durch das Laub, von Weitem hörte sie das Rufen und Lachen von Kindern, die Fangen spielten;

das kam immer näher: jetzt liefen sie alle an ihr vorbei. Ein junger Herr in einem langen Gehrock ging langsam an ihr vorüber und wandte sich am Ende der Allee noch einmal nach ihr um, was sie angenehm berührte. Dann kam ein sehr junges Paar vorbei, sie mit einer Notenrolle in der Hand, nett, aber etwas auffallend angezogen, er glattrasirt, mit lichtem Sommeranzug und Cylinder. Bertha erschien sich sehr erfahren, da sie in ihm einen angehenden Schauspieler, in ihr eine Musikschülerin mit Sicherheit zu erkennen glaubte. Es war sehr behaglich, hier zu sitzen, nichts zu thun zu haben, allein zu sein und die Menschen so an sich vorbei gehen, laufen, spielen zu lassen. Ja, das wäre schön, in Wien leben und machen können, was man will. Nun, wer weiß, wie sich Alles fügen, was die nächste Stunde bringen, wie heute Abend der Ausblick ins Dasein vor ihr liegen wird. Was zwingt sie denn eigentlich, in der entsetzlichen, kleinen Stadt zu leben? So wie sie sich dort durch Lektionen ihr Einkommen verbessert, so könnte sie's doch auch hier thun. Ja, warum nicht? Hier werden die Lektionen auch besser bezahlt, und . . . Ah, was für ein Einfall! . . . Wenn er ihr zu Hilfe käme, wenn er, der berühmte Musiker, sie empfähle? Von ihm brauchte es doch

gewiß nur ein Wort. Wenn ſie mit ihm darüber ſpräche? Und wäre es nicht auch ſehr vorteilhaft im Hinblick auf ihren Buben? In wenig Jahren muß er auf ein Gymnaſium, und die ſind hier doch gewiß beſſer als daheim. Nein, es iſt gar nicht möglich, daß ſie ihr ganzes Leben in der kleinen Stadt verbringt, — in abſehbarer Zeit muß ſie nach Wien! Ja, auch wenn ſie ſich hier einſchränken muß, und — und . . . Vergeblich verſucht ſie die kühnen Gedanken zurückzudrängen, die nun herangeſtürmt kommen . . . Wenn ſie Emil gefällt, wenn er ſie wieder . . . wenn er ſie noch immer liebt . . . . wenn er ſie zur Frau begehrt —? Wenn ſie nur ein wenig klug iſt, wenn ſie ſich nichts vergiebt, wenn ſie es verſteht ihn zu feſſeln — Sie ſchämt ſich ein wenig ihrer Schlauheit . . . aber iſt es denn ſo ſchlimm, daß ſie daran denkt; da ſie ihn ja liebt? Da ſie nie einen andern geliebt hat, als ihn? Und giebt ihr nicht der ganze Ton ſeines Briefs ein Recht daran zu denken? Und wie ihr jetzt einfällt, daß ſie ihm, dem dieſe Hoffnungen zuſtreben, in einigen Minuten gegenüber treten ſoll, flimmert es ihr vor den Augen. Sie ſteht auf, ſie ſchwankt beinah. Dort am Ausgang des Gartens gegen den Burgplatz ſieht ſie das junge Paar verſchwinden, das früher an ihr

vorüber gegangen ist; sie nimmt den gleichen Weg. Drüben sieht sie die Kuppel des Museums ragen nnd glänzen. Sie will langsam gehen, um nicht allzu erregt oder gar atemlos zu erscheinen, wenn er sie erblickt. Noch einmal durchschießt es sie wie eine Furcht: — wenn er nicht kommt? Aber wie es immer sei: sie wird diesmal Wien nicht verlassen, ohne ihn gesehen zu haben. Ob es nicht sogar besser wäre, wenn er heute nicht hinkäme? Sie ist jetzt so verwirrt . . . wenn sie irgend etwas Dummes, Ungeschicktes sagte . . . ? Vom nächsten Augenblick hängt so viel ab — ihre ganze Zukunft vielleicht . . . Das Museum liegt vor ihr. Nun über die Stufen, durch den Eingang, und sie steht in der großen, kühlen Vorhalle, sieht die mächtige Treppe vor sich, und dort, wo sie sich nach rechts und links scheidet, das ungeheure Marmorstandbild des Theseus, der den Minotauros erschlägt. Langsam steigt sie hinauf, blickt um sich, wird ruhiger. Die Pracht ringsum nimmt sie gefangen. Sie schaut in die Höhe, zu den Galerieen, die im Innern der Kuppel mit goldenen Geländern laufen, — sie hält inne. Hier eine Thür, darüber in goldenen Lettern: Niederländische Schule. Jetzt zuckt ein Stich durch ihr Herz. Die Flucht der Säle liegt vor ihr. Sie sieht da und dort Leute

vor den Bildern ſtehen. Sie tritt in den erſten Saal, betrachtet das erſte Bild, das gleich am Eingang hängt, mit Aufmerkſamkeit. Die Mappe des Herrn Rupius fällt ihr ein. Und jetzt hört ſie die Worte: „Guten Morgen, Bertha.“

* * *

Es iſt ſeine Stimme. Sie wendet ſich um. Er ſteht vor ihr, jung, ſchlank, vornehm, etwas blaß, mit einem Lächeln, das nicht ganz ohne Spott ſcheint, und nickt ihr zu, indem er zugleich ihre Hand nimmt und eine Weile in der ſeinen behält. Er iſt's, und es iſt gerade, als wenn ſie einander geſtern das letzte Mal geſprochen hätten. „Grüß Dich Gott, Emil,“ ſagt ſie, und Beide ſchauen einander an. In ſeinem Blick iſt mancherlei: Vergnügen, Liebenswürdigkeit und irgend etwas Prüfendes. All das fühlt ſie ſehr genau, während ſie ihn mit Augen anſchaut, in denen nichts iſt als lauteres Glück.

„Alſo wie geht's Dir denn?“ fragt er.

„Gut.“

„Komiſch frag' ich eigentlich, nach acht oder neun Jahren. Es iſt Dir wahrſcheinlich ſehr verſchieden ergangen.“

„Das iſt ſchon wahr: Du weißt ja, daß mein

Mann vor drei Jahren geſtorben iſt.“ Sie fühlt ſich verpflichtet, ein betrübtes Geſicht zu machen.

„Ja, das weiß ich; auch daß Du einen Buben haſt, weiß ich. Wer hat's mir denn nur erzählt?“

„Wer?“

„Na, es wird mir ſchon einfallen. Aber daß Du Dich für Bilder intereſſirſt, iſt mir neu.“

Sie lächelt. „Es war auch wirklich nicht wegen der Bilder allein. Aber für gar ſo dumm darfſt Du mich nicht halten. Ich intereſſir' mich ſchon für Bilder.“

„Ja, ich auch. Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll: lieber als alles Andere möcht' ich doch ein Maler ſein.“

„Du könnteſt doch mit dem ganz zufrieden ſein, was Du erreicht haſt.“

„Na, das iſt nicht ſo mit einem Wort zu erledigen. Es iſt mir ja ganz angenehm, daß ich ſchön Violin ſpielen kann, aber was bleibt davon übrig? Ich meine, wenn ich einmal tot bin, — höchſtens mein Name auf kurze Zeit. Das —“ ſeine Augen wieſen auf das Bild, vor dem ſie ſtanden — „das iſt doch was Anderes.“

„Du biſt ſchrecklich ehrgeizig.“

Er ſah ſie an, aber ohne ſich um ſie zu

kümmern. „Ehrgeiz? Na, ſo einfach iſt das nicht. — Aber laſſen wir das. Sonderbare Idee, theoretiſche Geſpräche über Kunſt zu führen, wenn man ſich hundert Jahre lang nicht geſehen hat! Alſo red' doch was, Bertha! Was machſt Du denn immer? Wie lebſt Du denn? Und was iſt Dir eigentlich eingefallen, mir zu dem dummen Orden zu gratuliren?"

Sie lächelte wieder. „Ich hab' Dir wieder einmal ſchreiben wollen. Und hauptſächlich: ich hab' wieder einmal was von Dir hören wollen. Wirklich ſehr lieb, daß Du mir gleich geantwortet."

„Gar nicht lieb, mein Kind. Ich hab' mich ſo gefreut, wie plötzlich Dein Brief — ich habe Deine Schrift ſofort erkannt. Du haſt nämlich noch immer die Schulmädelſchrift, wie .. na, ſagen wir: einſt, obwohl ich ſolche Worte nicht gut leiden kann."

„Warum denn?" fragte ſie etwas erſtaunt.

Er ſchaute ſie an, dann ſagte er raſch: „Alſo wie lebſt Du? Du mußt Dich doch für gewöhnlich ſehr langweilen."

„Dazu hab' ich nicht viel Zeit," erwidert ſie ernſt, „ich gebe nämlich Lektionen."

„Oh!" ſagt er mit einem Ton ſo unverhält-

nißmäßigen Bedauerns, daß ſie ſich veranlaßt fühlte, raſch hinzuzuſetzen:

„Oh, nicht grad, weil ich's dringend brauche, — immerhin es kommt mir ſchon zuſtatten, denn . .“ Sie fühlt, daß ſie am beſten thut, ganz aufrichtig mit ihm zu ſein: „Von dem Wenigen, was ich hab', könnt' ich kaum leben.“

„Worin unterrichteſt Du denn eigentlich?“

„Worin? Hab' ich Dir nicht geſagt, daß ich Klavierlektionen gebe?“

„Klavier? So? Ja richtig . . . Du warſt ſehr talentirt. Wenn Du damals nicht ausgetreten wärſt . . . . Siehſt Du, eine von den großen Pianiſtinnen wärſt Du ja nicht geworden, aber für gewiſſe Dinge haſt Du eine ganz ausgeſprochene Begabung gehabt. Zum Beiſpiel, Chopin und die kleinen Sachen von Schumann haſt Du ſehr hübſch geſpielt.“

„Du erinnerſt Dich noch?“

„Im übrigen, Du haſt doch das beſſere Teil erwählt.“

„Wieſo?“

„Nun, wenn man nicht das Ganze beherrſcht, ſo iſt es ſchon beſſer, man nimmt einen Mann und kriegt Kinder.“

„Ich hab' nur eins.“

Er lachte. „Erzähl' mir was von dem einen. Und überhaupt von Deiner ganzen Exiſtenz.“ Sie nahmen in einem kleinen Saal vor den Rembrandts auf dem Divan Platz.

„Was ſoll ich Dir von mir erzählen? Das iſt gar nicht intereſſant. Erzähl' mir Du lieber von Dir.“ Sie ſah ihn mit Bewunderung an. „Dir iſt es ja großartig gegangen, Du biſt ja ſo berühmt.“ Er zuckte ganz leicht, wie unzufrieden, mit der Unterlippe.

„Nun ja,“ ſagte ſie unbeirrt, „erſt neulich hab' ich Dein Bild in einer illuſtrirten Zeitung geſehen.“

„Ja, ja,“ ſagte er ungeduldig.

„Ich hab's aber immer gewußt,“ ſetzte ſie fort. „Erinnerſt Du Dich noch, wie Du damals bei der Schlußprüfung das Mendelsſohn-Concert geſpielt haſt, da haben's ſchon Alle geſagt.“

„Ich bitte Dich, mein liebes Kind, wir werden uns doch nicht gegenſeitig Complimente machen! Was war Dein verſtorbener Mann eigentlich für ein Menſch?“

„Ein braver, ja ein edler Menſch.“

„Weißt Du übrigens, daß ich Deinem Vater etwa acht Tage vor ſeinem Tod begegnet bin?“

„So?“

„Das weißt Du nicht?“

„Er hat bestimmt nichts davon erzählt.“

„Wir sind vielleicht eine Viertelstunde auf der Straße mit einander gestanden. Ich kam damals gerade von meiner ersten Concertreise zurück.“

„Kein Wort hat er mir erzählt — aber kein Wort!“ Sie sagte es beinahe zornig, als hätte ihr Vater damals etwas verabsäumt, was ihr künftiges Leben hätte anders gestalten können. „Aber warum bist Du damals nicht zu uns gekommen? Wie kommt das überhaupt, daß Du plötzlich ausbliebst, schon lang vorher?“

„Plötzlich? Allmählich.“ Er sah sie lang an, und diesmal glitten seine Augen über ihren ganzen Körper herab, sodaß sie unwillkürlich ihre Füße unter's Kleid und die Arme näher an ihren Leib zog, wie um sich zu verteidigen.

„Also wie kam das eigentlich mit Deiner Heirat?“

Sie erzählte die ganze Geschichte, Emil hörte ihr scheinbar aufmerksam zu, doch während sie noch weitersprach und sitzen blieb, stand er auf und sah durch's Fenster ins Freie. Als sie mit einer Bemerkung über die Gutherzigkeit ihrer Verwandten geendet,

ſagte er: „Wollen wir uns jetzt nicht, da wir nun einmal da ſind, ein paar Bilder anſchauen?“ Sie gingen langſam durch die Säle, da und dort vor einem Bild verweilend, Bertha ſagte manchmal: „Schön, wunderſchön!“ Er nickte dann nur mit dem Kopf. Es ſchien ihr, als wenn er ganz vergäße, daß er mit ihr hier ſei. Sie empfand eine leichte Eiferſucht auf das Intereſſe, daß ihm die Gemälde einflößten. Plötzlich fand ſie ſich vor einem der Bilder, daß ſie aus der Mappe des Herrn Rupius kannte. Während Emil vorüber wollte, blieb ſie ſtehen und begrüßte das Bild wie einen alten Bekannten. „Wunderſchön! Emil!“ rief ſie. „Nicht wahr, ſchön iſt das? Ueberhaupt hab' ich die Bilder von Falckenborgh ſehr gern.“

Er blickte ſie etwas befremdet an.

Sie wurde verlegen und verſuchte weiter zu reden: . . . . „weil ſo ungeheuer viel, — weil die ganze Welt . . . .“ Sie fühlte, daß ſie unehrlich war, ja, daß ſie Jemanden beſtähle, der ſich nicht wehren konnte, und ſetzte daher, wie reuig, hinzu: „Nämlich ein Herr hier uns in der Stadt hat ein Album, oder vielmehr eine Mappe mit Stichen, und daher kenn' ich dieſes Bild. Ein gewiſſer Rupius; er iſt ſchwer krank, denk' Dir, ganz ge-

lähmt.“ Sie erſchien ſich verpflichtet, Emil das alles mitzutheilen, denn ihr war, als fragten ſeine Augen ununterbrochen.

Jetzt ſagte er lächelnd: „Das wäre auch ein Kapitel. Es giebt ja bei Euch gewiß auch Herren,“ er ſetzte leiſer hinzu, als ſchämte er ſich ein wenig des unzarten Scherzes, „die nicht gelähmt ſind.“

Ihr war es, als müßte ſie den armen Herrn Rupius in Schutz nehmen, und ſie ſagte: „Er iſt ein ſehr unglücklicher Menſch.“ Sie erinnerte ſich, wie ſie geſtern bei ihm auf dem Balkon geſeſſen, und großes Mitleid ergriff ſie.

Aber Emil, der ſeinem eigenen Gedankengang folgte, ſagte: „Ja, das möcht' ich eigentlich gern wiſſen, was Du erlebt haſt.“

„Du weißt's ja.“

„Ich meine, ſeit dem Tod Deines Mannes.“

Sie verſtand jetzt, was er meinte, und war ein wenig verletzt. „Ich lebe nur für meinen Buben,“ ſagte ſie beſtimmt. „Ich laſſe mir nicht den Hof machen. Ich bin ſehr anſtändig.“

Er mußte über die komiſch ernſte Art lachen, in der ſie dieſes Geſtändniß ihrer Tugend ablegte. Sie fühlte auch gleich, daß ſie das hätte anders ausdrücken ſollen, und ſo lachte ſie mit.

„Wie lange bleibſt Du denn in Wien?“ fragte Emil.

„Bis morgen oder übermorgen.“

„So kurz? Und wo wohnſt Du denn eigentlich?“

„Bei meiner Couſine,“ erwiderte ſie. Irgend etwas hielt ſie davon ab, zu erwähnen, daß ſie in einem Hôtel abgeſtiegen wäre. Aber ſie ärgerte ſich gleich über dieſe dumme Lüge und wollte ſich verbeſſern. Doch Emil ſagte raſch:

„Du wirſt wohl für mich auch ein wenig Zeit übrig haben, hoff' ich.“

„O ja.“

„Alſo da könnten wir ja gleich etwas beſprechen.“ Er ſah auf die Uhr. „Oh!“

„Mußt Du fort?“ fragte ſie.

„Ja, ich ſollte eigentlich ſchon um zwölf . . .“

Ein heftiges Unbehagen überfiel ſie, daß ſie ſo bald wieder allein ſein ſollte, und ſie ſagte: „Ich habe Zeit, ſoviel Du willſt. Natürlich darf es nicht zu ſpät ſein.“

„Iſt Deine Couſine ſo ſtreng?“

„Aber —“ ſagte ſie, „diesmal wohn' ich ja gar nicht bei ihr.“

Er ſah ſie verwundert an.

Sie wurde rot. „Nur ſonſt . . . ich meine, manchmal . . weißt Du, ſie hat ſo viel Familie . .“

„Alſo Du wohnſt im Hôtel,“ ſagte er etwas ungeduldig. „Nun, da biſt Du ja Niemandem Rechenſchaft ſchuldig, und wir können den Abend ganz gemütlich miteinander verbringen.“

„Aber ſehr gern. Ich möchte keineswegs zu ſpät . . auch im Hôtel möcht' ich nicht zu ſpät . .“

„Aber nein, wir werden einfach nachtmahlen und um zehn kannſt Du ſchon lange im Bett liegen.“

Sie ſchritten langſam die große Stiege hinab „Alſo wenn's Dir recht iſt,“ ſagte Emil, „treffen wir uns um ſieben Uhr.“

Sie wollte erwidern: „So ſpät?“, doch ſie unterdrückte es, da ſie ihres Vorſatzes gedachte, ſich nichts zu vergeben. „Ja, um ſieben.“

„Und zwar . . . wo? . . . . Im Freien, denk' ich? Da können wir dann noch immer hin, wohin es uns beliebt, da liegt ſozuſagen das Leben vor uns . . . ja.“ Er ſchien ihr jetzt auffallend zerſtreut. Sie gingen durch die Vorhalle. Am Ausgang blieben ſie ſtehen. „Um ſieben alſo — bei der Eliſabethbrücke.“

„Ja, ſchön; um ſieben bei der Eliſabethbrücke.“

Vor ihnen lag im Mittagsſonnenglanz der

Platz mit dem Maria Thereſien-Denkmal. Es war warm, aber ein ſehr heftiger Wind hatte ſich erhoben. Es kam Bertha vor, als wenn Emil ſie prüfend betrachtete. Zugleich ſchien er ihr kühl und fremd, ein ganz Anderer als drin vor den Bildern. Jetzt ſprach er: „Nun wollen wir uns adieu ſagen.“

Sie fühlte ſich wie unglücklich, daß er ſie verlaſſen wollte. „Willſt Du mich nicht . . . oder kann ich Dich nicht ein Stück begleiten?“

„Ach nein,“ ſagte er. „Außerdem ſtürmt es ſo. Nebeneinander gehen und den Hut halten müſſen, daß er nicht davonfliegt, iſt ein mäßiges Vergnügen. Ueberhaupt redet ſich's nicht gut auf der Straße, und dann muß ich mich auch ſo beeilen . . . aber darf ich Dich vielleicht zu einem Wagen bringen?“

„Nein, nein, ich gehe zu Fuß.“

„Kann man auch thun. Alſo grüß' Dich Gott und auf Wiederſehen heute Abend.“ Er reichte ihr die Hand und eilte raſch über den Platz davon. Sie ſah ihm lang nach; er hatte den Hut abgenommen und hielt ihn in der Hand, während der Wind in ſeinen Haaren wühlte. Er ging über den Ring, dann durch's Burgthor und verſchwand ihren Blicken.

Unwillkürlich war ſie ihm ſehr langſam nach-

gegangen. Warum war er plötzlich so kühl geworden? Warum hatte er sich so rasch entfernt? Warum wollte er nicht von ihr begleitet sein? Schämte er sich ihrer? Sie schaute an sich herunter, ob sie nicht doch vielleicht provinzmäßig und lächerlich angezogen sei. O nein! Und überdies hatte sie an der Art, wie die Leute sie ansahen, bemerken können, daß sie nicht lächerlich, sondern sehr hübsch aussah. Also warum dieser plötzliche Abschied? Sie besann sich der Zeit von früher, und es kam ihr vor, als hätte er damals auch diese sonderbare Weise gehabt, ganz unvermutet ein Gespräch abzubrechen, indem er plötzlich wie entrückt war und sich in seinem ganzen Wesen eine Ungeduld aussprach, die er nicht meistern konnte. Ja, gewiß, das war damals auch so gewesen. Vielleicht minder auffallend als jetzt. Sie erinnerte sich auch, daß sie damals zuweilen über seine Launenhaftigkeit gescherzt und seine „Künstlernatur" dafür verantwortlich gemacht hatte. Und seitdem war er ein größerer Künstler und gewiß noch zerstreuter und unberechenbarer geworden.

Die Mittagsglocken tönten von vielen Thürmen, der Wind wurde immer heftiger, Staub flog ihr in die Augen. Sie hatte eine ganze Ewigkeit vor sich, mit der sie nichts anzufangen wußte. Warum wollte

er ſie denn erſt um ſieben ſehen? Unbewußt hatte ſie darauf gerechnet, er würde den ganzen Tag mit ihr verbringen. Was hatte er denn zu thun? Mußte er ſich vielleicht für ſein Concert vorbereiten? Und ſie ſtellte ſich ihn vor, die Violine in der Hand, an einen Schrank, oder ans Piano gelehnt, ſo wie er ihr vor vielen Jahren bei ihr zuhauſe vorgeſpielt. Ja, das wäre ſchön, jetzt auch dabei ſein zu können, in ſeinem Zimmer ſitzen, auf dem Sopha, während er ſpielte, oder gar ihn auf dem Klavier zu begleiten. Wäre ſie wohl zu ihm gekommen, wenn er ſie gebeten? Warum hat er es nicht gethan? Nein, das konnte er doch nicht in der erſten Stunde des Wiederſehens .... Aber abends — wird er ſie heute Abend bitten? Und wird ſie ihm folgen? Und wenn ſie ihm folgt, wird ſie ihm irgend etwas Anderes verweigern können, um das er ſie bitten wird? Er hat ja eine Art, Alles ſo harmlos auszudrücken Wie er nur über dieſe ganzen zehn Jahre weggekommen iſt! — Hat er nicht mit ihr geſprochen, als hätten ſie einander in der Zwiſchenzeit täglich geſehen? „Guten Morgen, Bertha. Wie geht's Dir denn?“ Ungefähr wie man fragt, wenn man am Abend vorher „Gute Nacht!“ und „Auf Wiederſehen!“ geſagt hat. Und was hat er ſeither Alles

erlebt! — Und wer weiß, wer heut Nachmittag auf dem Divan ſitzt in ſeinem Zimmer, während er am Klavier lehnt nnd ſpielt .... Ah nein! daran will ſie nicht denken. Wenn ſie es wirklich ausdenkt, muß ſie da nicht einfach wieder nach Hauſe reiſen?

Sie ging am Gitter des Volksgartens vorüber und konnte die Allee ſehen, in der ſie vor einer Stunde geſeſſen und durch die jetzt Wolken von Staub fegten. Alſo das, wonach ſie ſich ſo ſehr geſehnt, war vorüber, — ſie hatte ihn wiedergeſehen. War es ſo ſchön geweſen, wie ſie ſich erwartet? Hat ſie irgend etwas Beſonderes gefühlt, während er an ihrer Seite gegangen, ſein Arm den ihren geſtreift? — Nein. Hat ſie ſein Abſchied verſtimmt? — Vielleicht. Möchte ſie wieder fort, ohne ihn wiederzuſehen? — Um Gotteswillen, nein! Es durchfährt ſie wie ein Schreck bei dieſem Gedanken. Iſt denn ihr Leben nicht ſeit einigen Tagen wie erfüllt von ihm? Und haben die ganzen Jahre, die hinter ihr lagen, überhaupt einen andern Sinn gehabt, als ſie wieder zur rechten Zeit ihm entgegen zu führen? — Ah, wenn ſie nur etwas mehr Erfahrung hätte, wenn ſie etwas lebensklüger wäre! Sie möchte die Fähigkeit haben, ſich ſelbſt einen be-

ſtimmten Weg vorzuzeichnen. Sie fragt ſich, was das Vernünftigere wäre: zurückhaltend oder hingebend zu ſein. Sie möchte wiſſen, was ſie heute Abend thun darf, thun ſoll, womit ſie ihn ſicher gewinnen könne. Sie fühlt, daß ſie ihn durch Alles erringen, daß ſie ihn auch durch Alles verlieren kann. Aber ſie weiß auch, daß ihr alles Nachſinnen nichts hilft und daß ſie thun wird, was er will.

Sie iſt vor der Votivkirche, wo die vielen Straßen ſich kreuzen. Hier bläſt der Wind ganz unerträglich. Es wird Zeit zum Mittageſſen. Aber ſie will heute nicht in ihr kleines Hôtel zurück. Sie wendet ſich gegen die innere Stadt. Es fällt ihr plötzlich ein, daß ſie ihrer Couſine begegnen könnte, aber das iſt ihr ganz gleichgiltig. Oder wenn gar ihr Schwager ihr nachgefahren wäre? Auch dieſer Gedanke ſtört ſie nicht im Geringſten. Sie hat ein Gefühl des Verfügungsrechts über ihre Perſon und ihre Zeit, wie nie zuvor. Sie ſchlendert gemächlich durch die Straßen, vergnügt ſich damit, die Auslagen zu betrachten. Auf dem Stephansplatze hat ſie den Einfall, auf eine Weile in die Kirche zu treten. In dem dämmrigen, kühlen Rieſenraum überkommt ſie ein tiefes Wohlgefühl. Sie iſt niemals fromm geweſen, doch in Gotteshäuſer tritt ſie nie

ohne Andacht, und ohne ihre Gebete in eine bestimmte Form zu kleiden, hat sie doch stets irgend eine Art gesucht, ihre Wünsche zum Himmel empor zu senden. Sie wandelt in der Kirche zuerst umher wie eine Fremde, die einen schönen Bau besichtigt. Vor einem kleinen Altar in einer Seitenkapelle setzt sie sich auf eine Bank.

Der Tag ihrer Trauung fiel ihr ein, und sie sah sich mit ihrem verstorbenen Mann vor dem Priester stehen, — aber das war so unendlich weit und berührte ihre Seele so wenig, als wenn sie an ganz fremde Menschen dächte. Doch plötzlich, wie ein Bild in einer Zauberlaterne sich ändert, sah sie statt ihres Mannes Emil an ihrer Seite, und so gänzlich ohne Mithilfe ihres Willens schien dieses Bild dazustehen, daß es ihr wie eine Ahnung, ja wie eine vom Himmel gesandte Vorhersage scheinen wollte. Unwillkürlich faltete sie die Hände und sagte leise: „Laß es so werden.“ Und als käme ihrem Wunsche dadurch noch bessere Kraft, blieb sie auf der Bank eine Weile sitzen und versuchte, das Bild festzuhalten. Nach einigen Minuten trat sie wieder auf die Straße, wo das volle Licht und der Lärm sie als etwas so Neues, lang nicht Erlebtes anmutete, als hätte sie ganze Stunden in der Kirche

verbracht. Sie fühlte ſich ruhig und wie von Hoffnungen umſchwebt.

In einem vornehmen Hotelreſtaurant in der Kärnthnerſtraße ſpeiſte ſie zu Mittag. Sie war gar nicht befangen und fand es recht kindiſch, daß ſie nicht lieber in einem Gaſthof erſten Ranges abgeſtiegen war. Wieder zuhauſe in ihrem Zimmer angelangt, kleidete ſie ſich aus; ſie war durch die ungewohnt reichliche Mahlzeit und den genoſſenen Wein in einen ſolchen Zuſtand von Mattigkeit gerathen, daß ſie ſich auf dem Divan ausſtreckte und einſchlief. Erſt um fünf Uhr erwachte ſie. Sie hatte keine rechte Luſt, ſich zu erheben. Sonſt um dieſe Stunde .... Was thäte ſie jetzt wohl, wenn ſie nicht nach Wien gereiſt wäre? Wenn er ihr nicht geantwortet — wenn ſie ihm nicht geſchrieben? Wenn er keinen Orden bekommen? Wenn ſie nie ſein Bild in einer illuſtrirten Zeitung geſehen? Wenn nichts ſein Daſein ihr ins Gedächtniß zurückgerufen hätte? Wenn er ein kleiner, unbekannter Geiger in irgend einem Vorſtadt-Orcheſter geworden wäre? Was für ſonderbare Gedanken! Liebt ſie ihn denn, weil er berühmt iſt? Was bedeutet ihr das Alles? Ja, intereſſirt ſie ſich denn überhaupt für ſein Violinſpiel? ... Wär' es ihr nicht lieber, wenn er nicht berühmt

und bewundert wäre? — Gewiß, da würde ſie ſich ihm viel näher, viel verwandter fühlen, da hätte ſie nicht dieſe Unſicherheit ihm gegenüber, und auch er wäre anders zu ihr. — Er iſt ja auch jetzt ſehr liebenswürdig, und doch . . . jetzt kommt es ihr zu Bewußtſein . . . irgend etwas iſt heute zwiſchen ihnen geweſen und hat ſie getrennt. Ja, und das iſt nichts Anderes, als daß er ein Menſch iſt, den die ganze Welt kennt, und ſie nichts als eine kleine dumme Frau aus der Provinz. Und ſie ſieht ihn plötzlich vor ſich, wie er im Saal vor den Rembrandts geſtanden und zum Fenſter hinausgeſchaut, während ſie erzählt hat; wie er ihr kaum Adieu geſagt, und wie er von ihr fortgegangen, ja geradezu geflohen war. Aber hatte ſie denn ſelbſt irgend etwas empfunden wie für Jemanden, den man liebt? Iſt ſie glücklich geweſen, während er zu ihr ſprach? Hat ſie ſich geſehnt, ihn zu küſſen, während er neben ihr ſtand? . . . Nichts von alledem. Und jetzt — freut ſie ſich auf den Abend, der kommt? Freut ſie ſich, ihn in zwei Stunden wiederzuſehen? Und wenn ſie ſich durch einen Wunſch hinverſetzen könnte, wohin ſie will, wäre ſie jetzt vielleicht nicht lieber daheim, bei ihrem Buben, ginge mit ihm zwiſchen den Weingeländen ſpazieren ohne Angſt, ohne Aufregung, mit gutem

Gewiſſen, als brave Mutter, als anſtändige Frau, ſtatt hier in dem ungemüthlichen Hôtelzimmer auf einem ſchlechten Divan zu liegen und unruhig und doch ohne Sehnſucht die nächſten Stunden zu erwarten? Sie denkt an die Zeit, die noch ſo nahe iſt, da ſie ſich um nichts gekümmert, als um ihren Buben, um die Wirtſchaft und um ihre Lektionen — iſt ſie da nicht zufrieden, beinahe glücklich geweſen? . . . Sie ſchaut um ſich. Das kahle Hôtelzimmer mit den häßlich blau und weiß gemalten Wänden, den Staub- und Schmutzflecken oben an der Decke, dem Schrank mit der halboffenen Thüre iſt ihr ſehr widerwärtig. Nein, das iſt nichts für ſie! Auch an das Mittageſſen in dem vornehmen Hôtel denkt ſie jetzt mit Unbehagen zurück, ebenſo an ihr Umherlaufen in der Stadt, an ihr Müdewerden, an den Wind und den Staub; es iſt ihr, als ob ſie herumvagabundirt wäre. Und jetzt fällt ihr noch etwas ein: wenn ſich zu Hauſe irgend was ereignet! — Ihr Kleiner kann Fieber bekommen, man telegraphirt nach Wien an ihre Couſine, oder man kommt gar ſie ſuchen, und man findet ſie nicht, und es ſtellt ſich heraus, daß ſie gelogen hat, wie irgend eine ſchlechte Perſon, die eben Urſache dazu hat . . . . Entſetzlich! wie ſteht ſie da! Vor ihrer Schwägerin, vor dem Schwager, vor Elly,

vor ihrem erwachſenen Neffen, . . . vor der ganzen Stadt, die es ja gleich erfahren wird, . . . vor Herrn Rupius! — Nein, wahrhaftig, ſie iſt nicht geſchaffen für ſolche Dinge! Wie kindiſch, wie ungeſchickt hat ſie es doch angefangen, ſodaß es nur des kleinſten Zufalls braucht, um ſie zu verraten. Ja, hatte ſie ſich denn das Alles garnicht überlegt? War ſie nur von der Idee beſeſſen geweſen, ihn wiederzuſehen und hatte ſie dafür Alles aufs Spiel geſetzt . . . . ihren guten Ruf, ja ihre ganze Zukunft?! — Denn wer weiß, ob nicht die Familie ſich von ihr losſagt und ſie ihre Lektionen verliert, wenn Alles herauskommt? . . . . Alles . . . Aber was kommt denn heraus? Was iſt denn geſchehen? Was hat ſie ſich vorzuwerfen? — Und mit dem beglückenden Gefühl reinen Gewiſſens darf ſie ſich antworten: Nichts. Und ſie kann ja noch heute . . . gleich jetzt mit dem Sieben-Uhr-Zug Wien verlaſſen, um zehn wieder daheim ſein in ihrer Wohnung, in ihrem traulichen Zimmer, bei ihrem geliebten Buben . . . Ja, das kann ſie; allerdings iſt ihr Bub nicht zu Haus, . . . aber ſie könnte ihn holen laſſen . . . Nein, ſie wird es nicht thun, ſie wird nicht zurückfahren, . . . nein, dazu liegt kein Anlaß vor — morgen früh iſt's auch noch nicht zu ſpät. Sie wird

eben heute Abend von Emil Abſchied nehmen, . . ja, ſie wird ihm gleich mitteilen, daß ſie morgen früh wieder nach Hauſe fährt, daß ſie überhaupt nur gekommen iſt, ihm einmal die Hand zu drücken . . ja, ſo iſt es am beſten. Oh, er kann ſie auch bis zu ihrem Hôtel begleiten, ach Gott, auch mit ihr nachtmahlen, in einem Gartenreſtaurant, ... und ſie wird von ihm gehen, wie ſie gekommen . . . . Und überdies, aus ſeinem Benehmen wird ſie erſehen, wie er ſich eigentlich zu ihr ſtellt; ſie wird ſehr zurückhaltend ſein, ſogar kühl, und es wird ihr ſehr leicht ankommen, denn ſie fühlt ſich vollkommen ruhig. Es iſt ihr, als wären alle Wünſche wieder eingeſchlafen, und ſie fühlt es wie ihre Beſtimmung, eine anſtändige Frau zu bleiben. Sie hat als junges Mädchen den Verſuchungen widerſtanden, ihrem Gatten iſt ſie treu geweſen, ihre ganze Witwenzeit war bisher ohne Anfechtungen verlaufen, . . . nun, kurz und gut, wenn er ſie zu ſeiner Frau nehmen will, wird ſie ſehr froh darüber ſein, aber jeden kühneren Antrag wird ſie mit derſelben Strenge abweiſen wie . . . . wie . . . . vor zwölf Jahren, als er ihr hinter der Paulanerkirche ſein Fenſter gezeigt.

Sie ſteht auf, ſie dehnt ſich, reckt die Hände,

geht zum Fenster. Der Himmel ist trübe geworden, vom Gebirg her ziehen Wolken, aber der Sturm hat sich gelegt. Sie macht sich zum Fortgehen bereit.

* * *

Kaum war Bertha ein paar Schritte vom Hôtel entfernt, begann es zu regnen. Unter dem aufgespannten Schirm kam sie sich gegen unerwünschte Begegnungen geschützt vor In der Luft verbreitete sich ein angenehmer Geruch, als sänke mit dem Regen ein Duft der nahen Wälder über die Stadt. Bertha überließ sich ganz dem Vergnügen des Spazierengehens, selbst das Ziel ihres Wegs schwebte ihr nur wie im Nebel vor. Sie war von der Fülle wechselnder Empfindungen endlich so müde geworden, daß sie gar nichts mehr empfand. Sie war ohne Angst, ohne Hoffnung, ohne Vorsatz. Sie ging wieder an den Gärten vorbei über den Ring und freute sich des feuchten Fliederdufts. Heute Vormittag hatte sie gar nicht bemerkt, daß Alles in violetten Blüten prangte. Ein Einfall brachte ein Lächeln auf ihre Lippen: sie trat in eine Blumenhandlung und kaufte ein kleines Veilchenbouquet. Während sie die Veilchen an den Mund führte, kam eine große Zärtlichkeit über sie; sie dachte: jetzt um sieben geht der Zug

nach Hauſe ab, und ſie freute ſich, als hätte ſie Jemanden überliſtet. Sie ging langſam quer über die Brücke und erinnerte ſich, wie ſie ſie vor wenigen Tagen überſchritten, um in die Gegend ſeiner früheren Wohnung zu kommen und jenes Fenſter wiederzuſehen. Hier iſt das Menſchengewühl groß, zwei Ströme, der eine von der Vorſtadt in die Stadt, von der Stadt in die Vorſtadt der andere, fluten durcheinander, Wagen aller Art fahren vorbei, Klingeln, Pfeifen, Rufen der Kutſcher ertönt, Bertha verſucht ſtehen zu bleiben, wird aber vorwärts geſchoben. Plötzlich hört ſie ganz nah neben ſich einen Pfiff. Ein Wagen hält, ein Kopf beugt ſich zum Fenſter heraus . . . . er iſt es. Er winkt ſie mit den Augen herbei; einige Leute werden ſofort aufmerkſam und haben große Luſt zu hören, was der junge Mann der Dame, die an ſeinen Wagen herantritt, zu ſagen hat. Er ſpricht ganz leiſe:

„Willſt Du einſteigen?“

„Einſteigen . . .?“

„Nun ja, es regnet doch.“

„Ich möcht' eigentlich lieber zu Fuß gehen.“

„Wie Du willſt.“ Emil ſteigt raſch aus, bezahlt den Kutſcher, und Bertha merkt mit einigem Schreck, daß etwa ein halbes Dutzend Menſchen ringsum ſehr

gespannt sind, wie sich diese merkwürdigen Vorgänge weiter entwickeln werden. Emil sagt zu Bertha: „Komm.“ Rasch übersetzen Beide die Straße und entgehen so dem ganzen Gewühl. Jetzt spazieren sie langsam längs des Wienbetts in einer wenig belebten Straße weiter.

„Du hast ja nicht einmal einen Schirm, Emil!“

„Willst Du mich nicht unter den Deinen nehmen? Wart', so geht das nicht.“ Er nimmt ihr den Schirm aus der Hand, hält ihn über sie Beide und schiebt seinen Arm unter den ihren. Jetzt fühlt sie, es ist sein Arm, und freut sich sehr.

„Mit dem Land ist's leider nichts,“ sagt er.

„Schade.“

„Also was hast Du den ganzen Tag gemacht?“

Sie erzählt ihm von dem vornehmen Restaurant, in dem sie gespeist.

„Ja, warum hab' ich denn das nicht gewußt? Ich dachte, Du bist bei Deiner Cousine zu Mittag; wir hätten ja so gut zusammen frühstücken können!“

„Du hast ja so viel zu thun gehabt,“ sagt sie, und ist ein wenig stolz, daß sie diesen leichten Ton des Spottes findet.

„Nun ja, nachmittags allerdings; eine halbe Oper hab' ich mir anhören müssen.“

„Wieſo denn?“

„Es war ein junger Komponiſt bei mir, — übrigens ein ſehr talentirter Menſch.“

Sie iſt ſehr froh; alſo in dieſer Weiſe verbringt er ſeine Nachmittage.

Er blieb ſtehen, und ohne ihren Arm auszulaſſen, blickte er ihr ins Geſicht. „Weißt Du, daß Du eigentlich viel hübſcher geworden biſt? Ja, in allem Ernſt! Aber jetzt erzähl' mir einmal aufrichtig, wie Du auf die Idee gekommen biſt, mir zu ſchreiben.“

„Ich hab' Dir's ja geſagt.“

„Haſt Du denn in der ganzen Zeit an mich gedacht?“

„Sehr viel.“

„Auch während Du verheiratet warſt?“

„Gewiß, ich habe immer an Dich gedacht. Und Du?“

„Oft, ſehr oft.“

„Aber . . .“

„Nun, was?“

„Du biſt eben ein Mann.“

„Ja, — aber was meinſt Du damit?“

„Du haſt gewiß Viele lieb gehabt.“

„Lieb gehabt . . . lieb gehabt . . . O ja, auch.“

„Aber ich,“ ſagte ſie lebhaft, als bräche die

Wahrheit übermächtig aus ihr hervor, „ich habe Niemanden geliebt als Dich.“

Er nahm ihre Hand und führte sie an seine Lippen. Dann sagte er: „Das lassen wir doch lieber dahingestellt.“

„Ich hab' Dir auch Veilchen mitgebracht.“

Er lächelte. „Sollen die mir's beweisen? Du hast das so gesagt, als hättest Du nichts Anderes gethan, seit wir uns nicht gesehen, als Veilchen für mich gepflückt oder wenigstens gekauft. Uebrigens, danke schön. Warum hast Du denn nicht in den Wagen einsteigen wollen?“

„Ja, das Spazierengehen ist doch so hübsch.“

„Aber auf die Dauer . . Wir nachtmahlen doch miteinander?“

„Ja, recht gern. — Hier ist zum Beispiel ein Gasthaus,“ setzte sie eilig hinzu.

Sie gingen jetzt durch stillere Gassen. Es dämmerte.

Er lachte. „Ah nein, das wollen wir uns doch ein bißchen gemüthlicher einrichten.“

Sie schaute zu Boden. Dann sagte sie: „Wir müssen uns doch nicht an einen Tisch zu fremden Leuten setzen.“

„Gewiß nicht. Wir werden ſogar irgendwohin gehen, wo gar keine andern ſind.“

„Was fällt Dir ein!“ ſagte ſie. „Das thu' ich nicht.“

Er zuckte die Achſeln. „Ganz wie Du willſt. Haſt Du ſchon Appetit?“

„Nein, gar nicht.“

Sie ſchwiegen Beide. Dann ſagte er: „Werd' ich nicht einmal Deinen Buben kennen lernen?“

„Gewiß,“ entgegnete ſie erfreut. „Wann Du willſt.“ Sie begann von ihm zu erzählen und kam dann auf ihre Familie zu ſprechen. Emil warf zuweilen eine Frage dazwiſchen und bald wußte er Alles, was in der kleinen Stadt vorging, bis zu den Bemühungen Klingemanns, von denen Bertha lachend, aber mit einer gewiſſen Befriedigung berichtete.

Die Laternen brannten, auf dem feuchten Pflaſter ſpiegelte das Licht.

„Liebes Kind, wir können ja nicht die ganze Nacht auf der Straße herumlaufen,“ ſagte Emil plötzlich.

„Ja . . . ich kann doch nicht mit Dir . in ein Reſtaurant . . . Denke nur, wenn ich zufällig meine Couſine treffe oder ſonſtwen.“

„Sei unbeſorgt, es wird uns Niemand ſehen.“ Raſch trat er in einen Thorweg und ſchloß den Schirm.

„Was willſt Du denn?“ Sie ſah in einen großen Garten. Nahe den Mauern, von denen aus ſchützende Segelleinwand geſpannt war, ſaßen Leute an gedeckten Tiſchen.

„Da, meinſt Du?“

„Nein. Komm nur.“ Gleich rechts vom Thor befand ſich eine kleine Thür, die angelehnt war. „Hier herein.“

Sie befanden ſich in einem ſchmalen, beleuchteten Gang, an deſſen beiden Seiten je eine Reihe von Thüren lief. Ein Kellner grüßte, ſchritt voraus, an allen Thüren vorbei, die letzte öffnete er, ließ die Gäſte eintreten und ſchloß hinter ihnen wieder zu. In der Mitte des kleinen Zimmers ſtand ein Tiſchchen mit drei Gedecken, an der Wand ein blau-ſamtenes Sopha, gegenüber hing ein goldgerahmter, ovaler Spiegel, vor welchem Bertha ihren Hut abnahm und auf deſſen Glas ſie die Namen „Irma“ und „Rudi“ eingekritzt ſah. Zugleich ſah ſie im Spiegel, daß Emil hinter ſie trat. Er legte ſeine Hände an ihre Wangen, beugte ihren Kopf nach rückwärts zu ſich und küßte ſie auf die Lippen. Dann wandte er ſich

ab, ohne zu reden, und klingelte. Ein sehr junger Kellner trat sofort ein, als wenn er vor der Thüre gewartet. Nachdem er seinen Auftrag entgegengenommen hatte, ging er, und Emil setzte sich. „Nun, Bertha?“ Sie wandte sich ihm zu, er faßte leicht ihre Hand und ließ sie auch noch nicht los, als Bertha schon in der Sophaecke neben ihm Platz genommen. Unwillkürlich berührte sie mit ihrer andern Hand seine Haare.

Ein älterer Kellner trat ein, und Emil stellte das Menu zusammen. Bertha war mit Allem einverstanden. Als der Kellner verschwunden war, sagte Emil: „Muß man da nicht fragen: warum erst heut?“

„Wie meinst Du das?“

„Warum hast Du mir nicht längst geschrieben?“

„Ja . . . hätteſt Du früher Deinen Orden bekommen!“

Er hielt ihre Hand in der seinen und küßte sie.

„Du kommst ja so oft nach Wien.“

„O nein.“

Er sah auf. „Du hast mir doch sowas Aehnliches geschrieben?“

Sie erinnerte sich jetzt und wurde rot. „Nun ja, . . . manchmal . . . Erst am Montag bin ich da gewesen.“

Der Kellner brachte Sardinen und Caviar und ging.

„Nun," sagte Emil, „es ist wahrscheinlich gerade die rechte Zeit."

„Inwiefern?"

„Daß wir einander wieder begegnet sind."

„O, ich hab' mich oft nach Dir gesehnt."

Er schien nachzusinnen. Dann sagte er: „Und daß es damals so war und nicht anders, ist vielleicht auch gut. Gerade deswegen ist die Erinnerung so wunderschön."

„Ja, wunderschön."

Sie schwiegen beide. Dann sagte sie: „Erinnerst Du Dich . . ." Und nun begann sie von der fernen Zeit zu reden, von den Spaziergängen im Stadtpark, und von seinem ersten Auftreten im Konservatorium. Er nickte zu alldem, hielt seinen Arm auf der Lehne des Sopha und berührte leicht die Haare, die sich ihr im Nacken kräuselten. Zuweilen warf er ein Wort dazwischen. Auch er erinnerte sich; er wußte sogar noch von einem Ausflug, an einem Sonntag Vormittag in die Praterauen, den sie selbst vergessen hatte.

„Und weißt Du noch," sagte Bertha, „wie wir

uns . . .“ ſie zögerte, es auszuſprechen, „einmal beinah verlobt haben?“

„Ja,“ ſagte er. „Und wer weiß . . .“ Er wollte vielleicht ſagen: es wäre das Beſte für mich geweſen, wenn ich Dich geheiratet hätte — aber er ſagte es nicht.

Emil beſtellte Champagner.

„Es iſt noch nicht lang,“ ſagte Bertha, „daß ich das letzte Mal Champagner getrunken; vor einem halben Jahr, als der fünfzigſte Geburtstag meines Schwagers gefeiert wurde.“ Sie dachte an die Geſellſchaften bei ihrem Schwager, und es ſchien ihr wunderbar, wie weit das Alles war: die ganze kleine Stadt und Alle, die dort lebten. Der junge Kellner brachte den Eiskübel mit dem Wein. In dieſem Augenblick fiel es Bertha ein, daß Emil gewiß hier ſchon manchmal mit anderen Frauen geweſen war Aber es war ihr ziemlich gleichgiltig.

Sie ſtießen mit den Gläſern an und tranken. Emil umſchlang Bertha und küßte ſie. Dieſer Kuß erinnerte ſie an etwas . . . Woran denn nur? . . . An die Küſſe von einſt, da ſie ein junges Mädchen war? . . . An die Küſſe ihres Mannes? . . . . Nein . . . Und plötzlich fiel es ihr ein: geradeſo hatte ihr kleiner Neffe ſie neulich geküßt.

Der Kellner brachte Obſt und Backwerk. Emil legte für Bertha einige Datteln und Trauben auf den Teller.

„Warum ſprichſt Du nichts?“ fragte Bertha. „Warum läßt Du immer nur mich reden? Und Du könnteſt doch ſoviel erzählen!“

„Ich . .?“ Er ſchlürfte langſam den Wein. „Nun ja, von Deinen Reiſen.“

„Ach Gott, es iſt eine Stadt wie die andere. Du darfſt ja nicht vergeſſen, daß ich nur ſelten zu meinem Vergnügen reiſe.“

„Ja, natürlich.“ Sie hatte die ganze Zeit nicht daran gedacht, daß es der berühmte Geigenvirtuoſe Emil Lindbach war, mit dem ſie hier ſaß, und ſie fühlte ſich verpflichtet zu ſagen: „Nächſtens ſpielſt Du ja hier. Ich möchte Dich gern wieder hören.“

Er erwiderte trocken: „Niemand auf der Welt wird Dich daran hindern.“

Es ging ihr durch den Sinn, daß es ihr eigentlich viel lieber wäre, ihn nicht im Concert, ſondern für ſich allein zu hören. Faſt hätte ſie's ausgeſprochen, da fiel ihr aber ein, daß das nichts Anderes hieße, als: ich will zu Dir. — Und wer weiß, vielleicht iſt ſie ſehr bald bei ihm. — Ihr

wird ſo leicht, wie immer, wenn ſie etwas Wein getrunken hat . . . Doch nein, es iſt anders als ſonſt; — nicht der ſanfte Rauſch, in dem ſie nur ein wenig heiter wird, es iſt beſſer, ſchöner. Und nicht die paar Tropfen Wein machen das, das macht die Berührung dieſer lieben Hand, die ihr über Stirn und Haare ſtreicht. Er hat ſich neben ſie geſetzt und zieht ihren Kopf an ſeine Schultern. So möchte ſie einmal ſchlummern . . . ja, wahrhaftig, nichts Anderes möchte ſie. . . . Jetzt hört ſie ihn flüſtern: „Schatz . . .“ Sie zittert leiſe. Warum erſt heute? Hätte ſie das nicht Alles früher haben können? Was hatte das überhaupt für einen Sinn, ſo zu leben wie ſie? . . . Das, was ſie jetzt that, war doch nichts Böſes . . Und wie ſüß war es, den Atem eines jungen Mannes über den Augenlidern zu fühlen. . . . Nein, nein — nicht eines jungen Mannes . . . eines Geliebten. . . . Sie hatte die Augen geſchloſſen. Sie verſuchte gar nicht, ſie wieder zu öffnen, wollte gar nicht wiſſen, wo ſie war, mit wem ſie war. . . . Wer iſt's denn nur? . . Richard? . . . Nein . . . ſchläft ſie denn ein? . . . Sie iſt hier mit Emil . . . Mit wem? . . . . Wer iſt denn dieſer Emil? . . . Wie ſchwer das iſt, ſich darüber klar zu werden! . . . Dieſer Hauch

über ihren Lidern, ist der Atem ihres Jugendgeliebten — und zugleich der eines berühmten Künstlers, der nächstens ein Concert giebt . . . und zugleich eines Menschen, den sie viele tausend Tage nicht gesehen hat . . . und zugleich der eines Herrn, mit dem sie allein im Restaurant sitzt und der jetzt mit ihr machen kann, was er will. . . . Sie fühlt seinen Kuß auf den Augen. . . . Wie zärtlich er ist . . . und wie schön. . . . Wie sieht er denn nur aus? . . . Sie braucht nur die Augen zu öffnen, und sähe ihn ganz genau. . . . Aber sie will ihn lieber sich vorstellen, ohne ihn zu sehen. . . . Nein, wie komisch — das ist ja gar nicht sein Gesicht! . . . Das ist ja das des jungen Kellners, der eben hinausgegangen . . . Wie sieht denn nur Emil aus? . . . So —? . . . Nein, nein, das ist ja Richard . . . Aber fort . . fort . . . Ist sie denn so gemein, daß sie an lauter andere Männer denkt, während sie . . . mit ihm. . . Wenn sie nur die Augen öffnen könnte! . . . Ah! — Sie bewegt sich heftig, sodaß sie Emil beinahe fortstößt, — jetzt reißt sie die Augen weit auf.

Emil sieht sie lächelnd an und fragt: „Hast Du mich lieb?“

Sie zieht ihn an sich und küßt ihn selbst, zum

erſten Male heut küßt ſie ihn ſelbſt, und zugleich fühlt ſie, daß ſie jetzt etwas thut, was einem Vorſatz von heut Morgen widerſpricht. Was wollte ſie nur? — Sich nichts vergeben, ſich verſagen . . Ja, gewiß war irgend ein Moment, in dem ſie das wollte, aber warum? Sie hat ihn ja lieb, und der Augenblick iſt da, den ſie ſeit Tagen erwartet, — nein, ſeit Jahren! — Noch immer ruhen ihre Lippen auf einander. . . Ah, ſie möchte in ſeinen Armen . . . ſie möchte ganz die Seine ſein! — Er ſoll nichts mehr reden . . . er ſoll ſie mit ſich nehmen . . . er wird es fühlen, daß ihn keine andere ſo lieben kann wie ſie . . . . .

Emil ſteht auf, geht in dem kleinen Zimmer ein paar Mal hin und her. Sie ſetzt das Glas wieder an den Mund. Emil ſagt leiſe: „Nicht mehr, Bertha.“ Ja, er hat Recht, — was thut ſie denn? will ſie ſich denn berauſchen? Braucht es das? Sie iſt ja Niemandem Rechenſchaft ſchuldig, ſie iſt frei, ſie iſt jung, ſie will auch endlich einmal glücklich ſein!

„Wollen wir nicht gehen?“ ſagt Emil. Bertha nickt. Er hilft ihr beim Anlegen der Jacke, ſie ſteht beim Spiegel und ſteckt die Nadel durch den Hut. Sie gehen. Vor der Thür ſteht der junge Kellner

und grüßt. Ein Wagen hält vor dem Thor, Bertha ſteigt ein; ſie hört nicht, was Emil dem Kutſcher ſagt. Emil ſetzt ſich zu ihr. Beide ſchweigen, eng an einander gedrängt. Der Wagen rollt fort, lang, lang — Wo mag denn Emil nur wohnen? Vielleicht auch läßt er den Kutſcher abſichtlich einen Umweg machen, weil er weiß, wie angenehm es iſt, ſo zuſammen durch die Nacht zu fahren. — Der Wagen hält. Emil ſteigt aus. „Gieb mir Deinen Schirm", ſagt er. Sie reicht ihn aus dem Wagen, er ſpannt ihn auf. Sie ſteigt aus; ſie ſtehen Beide unter dem Schirm, auf den der Regen niederpraſſelt. — Iſt das die Gaſſe, in der er wohnt? — Das Thor öffnet ſich; ſie treten in den Flur, Emil nimmt dem Portier die Kerze aus der Hand. Eine ſchöne, breite Stiege. Im erſten Stock ſchließt Emil eine Thür auf. Sie treten ein durch einen Vorraum, in einen Salon. Emil entzündet mit der Kerze, die er in der Hand hält, zwei andere auf dem Tiſch, dann tritt er zu Bertha, führt ſie, die noch an der Thür wie wartend ſtand, weiter herein, nimmt ihr die Nadel aus dem Hut und legt den Hut auf den Tiſch. Im unbeſtimmten Licht der zwei ſchwach brennenden Kerzen ſieht Bertha nur, daß an der Wand ein paar kolorirte Bilder hängen, — die Porträts

der Majeſtäten, wie ihr ſcheint, — daß an der einen Wand ein breiter Divan mit einem perſiſchen Teppich ſteht und nah dem Fenſter ein kleines Pianino mit einer Anzahl eingerahmter Photographieen auf dem Deckel. — Darüber hängt ein Bild, das ſie aber nicht zu erkennen vermag. Dort drüben fallen rote Portièren herab zu Seiten einer Thür, die halb offen ſteht, — irgend etwas Weißes leuchtet durch die breite Spalte herein. Sie kann die Frage nicht länger zurückhalten: „Wohnſt Du hier?“

„Wie Du ſiehſt.“

Sie blickt vor ſich hin. Auf dem Tiſche ſteht eine Karaffe mit Liqueur und zwei Gläschen, ein kleiner Aufſatz mit Obſt und Backwerk.

„Iſt das Dein Studierzimmer?“ Ihre Augen ſuchen unwillkürlich nach einem Pult, wie es Geigenſpieler brauchen. Er führt ſie, den Arm um ihre Taille, vor das Pianino; dort ſetzt er ſich hin, zieht ſie auf ſeine Kniee. „Ich will's Dir nur lieber geſtehen,“ ſagt er dann einfach und beinahe trocken, „ich wohne eigentlich nicht hier. Nur unſeretwegen . . . hab' ich . . . für einige Zeit . . . ich hab' es für vernünftig gehalten . . . Wien iſt nämlich eine Kleinſtadt, und ich wollte Dich nicht nachts in meine Wohnung bringen.“

Sie sieht es ein, und doch ist es ihr nicht ganz recht. Sie blickt auf. Jetzt kann sie die Contouren des Bilds über dem Pianino wahrnehmen: es ist eine nackte Frauengestalt. Bertha hat eine merkwürdige Lust, das Bild ganz genau zu sehen. „Was ist das?“ fragt sie.

„Kein Kunstwerk,“ antwortet Emil. Er brennt ein Zündhölzchen an und leuchtet damit in die Höhe. Sie merkt, daß es ein ganz miserables Bild ist, aber es ist ihr zugleich, als sähe das gemalte Weib mit lachenden, frechen Augen auf sie herab, und sie ist froh, wie das Zündhölzchen verlischt.

„Du könntest mir jetzt eigentlich,“ sagt Emil, „auf dem Klavier etwas vorspielen.“ Sie wundert sich, daß er so kühl ist. Weiß er denn nicht, daß sie bei ihm ist . . ? . . Aber fühlt denn sie selbst etwas Besonderes? . . . Nein . eine sonderbare Traurigkeit scheint hier aus allen Ecken zu quellen . . . Warum hat er sie nicht lieber in seine Wohnung genommen? . Was mag das für ein Haus sein? . . Sie bedauert jetzt, daß sie nicht mehr Wein getrunken . . Sie möchte nicht so nüchtern sein . .

„Nun, willst Du mir nicht vorspielen?“ sagt Emil. „Denke, wie lang ich Dich nicht gehört habe.“

Sie ſetzt ſich und greift einen Accord. „Ich hab' ja Alles verlernt.“

„Verſuch's nur.“ Sie ſpielt ganz leiſe das Albumblatt von Schumann, und ſie erinnert ſich, wie ſie vor wenig Tagen daheim ſpät abends phantaſirt hat und Klingemann vor dem Fenſter auf und ab ſpaziert iſt; auch an das Gerücht von dem lasciven Bild in ſeinem Zimmer muß ſie denken. Und unwillkürlich blickt ſie wieder zu der nackten Frau über dem Pianino auf, die jetzt ins Leere ſchaut.

Emil hat ſich einen Stuhl neben den ihren gerückt. Er zieht ſie an ſich und küßt ſie, während ihre Finger immer weiter ſpielen und endlich ruhig auf den Taſten liegen bleiben. Bertha hört, wie der Regen an die Fenſterſcheiben ſchlägt, und ein Gefühl von Zuhauſe-Sein kommt über ſie.

Jetzt war ihr, als wenn Emil ſie in die Höhe trüge; ohne ſie aus den Armen zu laſſen, war er aufgeſtanden und führte ſie langſam. Sie fühlte, wie ihr rechter Arm an der Portière ſtreifte . . . die Augen hielt ſie geſchloſſen. . . . Ueber ihren Haaren fühlte ſie Emils kühlen Atem . . .

* * *

Als sie auf die Straße traten, hatte der Regen aufgehört, aber in der Luft war eine wunderbare Milde und Feuchtigkeit. Die meisten Laternen waren schon ausgelöscht, erst dort an der Straßenecke brannte wieder eine. Da auch der Himmel noch mit Wolken bedeckt war, so lag eine tiefe Dunkelheit auf dem Weg. Emil hatte Bertha den Arm gereicht, sie gingen schweigend. Eine Thurmuhr schlug: eins. Bertha wunderte sich. Sie hatte den Morgen nahe geglaubt; aber sie freute sich nun, in der weichen, stillen Luft, an seinen Arm gelehnt, stumm durch die Nacht zu wandeln, denn sie liebte ihn sehr.

Sie traten auf einen freien Platz; vor ihnen lag die Karlskirche.

Emil rief einen Kutscher an, der, auf dem Trittbrett seines offenen Wagens sitzend, eingeschlafen war. „Es ist so schön," sagte Emil, „wir können noch ein bißchen spazieren fahren, eh ich Dich in Dein Hôtel bringe — ja?"

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Emil hatte den Hut abgenommen, sie legte ihn auf ihren Schooß; auch das that ihr wohl. Sie betrachtete Emil von der Seite, seine Augen schienen ins Weite zu schauen. „Woran denkst Du?"

„Ich . .? Um die Wahrheit zu sagen, denk' ich

an eine Melodie aus der Oper, die mir dieſer Menſch Nachmittag vorgeſpielt hat. Aber es wird eine andere daraus."

„An Melodieen denkſt Du jetzt . . .?" ſagte Bertha lächelnd, aber mit einem leichten Vorwurf. —

Wieder ein Schweigen. Der Wagen fuhr langſam über die menſchenleere Ringſtraße, vorbei an Oper, Muſeum, Volksgarten.

„Emil?"

„Was willſt Du, mein Schatz?"

„Wann werd' ich Dich endlich wieder ſpielen hören?"

„Ich ſpiele ja dieſer Tage in einem Concert." Er ſagte es, als wenn es ein Spaß wäre.

„Nein, Emil, — Du, für mich allein. Das wirſt Du doch einmal thun .. ja? Ich bitte Dich."

„Ja, ja."

„Es läge mir ſoviel daran. Ich möchte, daß Du weißt: es iſt Niemand da als ich, die Dich hört."

„Nun ja. Aber laſſen wir das doch jetzt." Er ſagte es ſo beſtimmt, als nähme er irgend etwas vor ihr in Schutz. Sie verſtand nicht, weshalb ihm das, worum ſie ihn gebeten, unangenehm ſein könnte, und fuhr fort: „Es bleibt doch dabei: morgen Nachmittag um fünf bei Dir?"

„Ja. Ich bin neugierig, ob es Dir bei mir gefallen wird.“

„O gewiß. Sicher iſt es bei Dir ſchöner als da, wo wir waren. Und bleiben wir den Abend zuſammen? — Weißt Du, ich meine nur, ob ich nicht für meine Couſine . . . . .“

„Aber lieber Schatz, machen wir doch lieber kein Programm.“ Dabei legte er den Arm um ihren Nacken, als wollte er ihr ſo die Zärtlichkeit geben, die nicht im Ton ſeiner Worte lag.

„Emil!“

„Nun?“

„Morgen wollen wir die Kreutzerſonate zuſammen ſpielen — das Andante wenigſtens.“

„Aber liebes Kind, laſſen wir doch endlich die Muſik. Ich glaub' ſchon, daß Du Dich rieſig dafür intereſſirſt.“ Er ſagte es wieder in jener unbeſtimmten Art, von der ſie nicht wußte, ob ſie ſpöttiſch oder ehrlich gemeint war; aber ſie wagte nicht zu fragen. Dabei ſehnte ſie ſich in dieſem Augenblick ſo ſehr, ihn Violine ſpielen zu hören, daß es beinahe wie ein Schmerz war.

„Ah, da ſind wir ja in Deiner Nähe!“ rief Emil. Und als ob er ganz vergeſſen hätte, daß er noch eine Spazierfahrt mit ihr machen

wollte, rief er dem Kutſcher die Adreſſe des Hôtels zu.

„Emil —“

„Nun, Liebſte?“

„Haſt Du mich noch lieb?“

Statt jeder Antwort drückte er ſie an ſich und küßte ſie auf die Lippen.

„Sag' mir, Emil —“

„Was denn?“

„Aber Du haſt ja nicht gern, wenn man Dich viel fragt . . .“

„Frag' nur, mein Kind.“

„Was wirſt Du . . . was pflegſt Du denn Vormittag zu thun?

„Oh, das iſt höchſt verſchieden. Morgen zum Beiſpiel, ſpiel' ich in der Lerchenfelder Kirche ein Violin-Solo in einer Meſſe von Haydn.“

„Wirklich? Da kann ich Dich ja ſchon morgen früh hören?“

„Wenn's Dir Spaß macht. Aber es iſt wirklich nicht der Müh' werth . . . Das heißt, die Meſſe iſt natürlich ſehr ſchön.“

„Wie kommſt Du eigentlich dazu, in der Lerchenfelder Kirche zu ſpielen?“

„Es iſt . . . eine Gefälligkeit von mir.“

„Für wen?“

„Für .... nun, für Haydn ſelbſtverſtändlich.“

In Bertha zuckte irgend etwas ſchmerzlich zuſammen. In dieſem Augenblick fühlte ſie, daß es mit dieſer Mitwirkung in der Lerchenfelder Kirche eine beſondere Bewandtniß haben müßte. Vielleicht ſang irgend Eine mit, die ... Ja, was wußte ſie ſchließlich? ... Aber ſie wird hingehen, ganz beſtimmt ... ſie kann ihn keiner Andern laſſen! — Er gehört ihr, ihr allein ... er hat es ihr auch geſagt ... und ſie wird verſtehen, ihn feſtzuhalten ... Sie hat ja ſo unendlich viel Zärtlichkeit ... ſie hat ja alle aufgeſpart für ihn allein .. ſie wird ihn ganz damit umhüllen ... er wird ſich nach keiner Andern mehr ſehnen ... Sie wird nach Wien überſiedeln, jeden Tag bei ihm ſein, immer bei ihm ſein.

„Emil —“

„Was haſt Du denn, Schatz?“ Er wandte ſich zu ihr, ſah ſie wie beſorgt an.

„Haſt Du mich lieb? — O Gott, da ſind wir ſchon!“

„So?“ fragte Emil verwundert.

„Ja — dort, ſiehſt Du — dort wohne ich. Alſo bitte, Emil, ſag' mir noch einmal —“

„Ja, morgen um fünf, mein Schatz. Ich freu' mich ſehr."

„Nein, nicht . . . Ob Du —"

Der Wagen hielt, Emil wartete an Berthas Seite, bis der Portier aufſperren kam, dann küßte er ihr ganz förmlich die Hand, ſagte „Auf Wiederſehen, gnädige Frau" und fuhr davon.

In dieſer Nacht ſchlief ſie feſt und tief.

Das Licht des Morgens war um ſie, als ſie erwachte. Der geſtrige Abend fiel ihr ein, und ſie war ſehr froh, daß irgend etwas, das ſie ſich ſo ſchwer, beinah düſter vorgeſtellt hatte, als etwas ganz Leichtes und Heitres hinter ihr lag. Und dann war ſie ſtolz in der Erinnerung an ihre Küſſe, die gar nichts von der Schüchternheit eines erſten Abenteuers an ſich gehabt hatten. Von Reue verſpürte ſie nicht das Geringſte, obwohl ihr einfiel, daß es üblich iſt, nach Dingen, wie ſie ſie erlebt, Reue zu empfinden. Auch Worte, wie: Sünde, Liebesverhältniß fuhren ihr durch den Kopf, ohne verweilen zu können, da ihnen aller Sinn zu fehlen ſchien. Sie glaubte ſicher zu ſein, daß ſie Emils Zärtlichkeit ganz wie eine liebesgewohnte Frau erwidert, und war ſehr glücklich, daß Alles, was bei andern Frauen aus der Erfahrung trunkner Nächte, bei ihr nur aus der Tiefe

ihrer Empfindungen gekommen war. Es ſchien ihr, als hätte ſie geſtern Abend eine Gabe an ſich entdeckt, von der ſie ſelbſt bisher nichts geahnt, und ganz leiſe regte ſich das Bedauern, ſie früher nicht ausgenützt zu haben. Sie erinnerte ſich einer Frage Emils nach ihrer Vergangenheit, durch die ſie nicht ſo verletzt war, als ſie es hätte ſein müſſen, und jetzt in der Erinnerung kam ihr das gleiche Lächeln auf die Lippen, mit dem ſie ihm die Wahrheit geſchworen, an die er nicht hatte glauben wollen. Dann dachte ſie an das nächſte Wiederſehen mit ihm, ſtellte ſich vor, wie er ſie empfangen und durch die Zimmer geleiten würde. Der Einfall kam ihr, daß ſie ſich ganz ſo benehmen wollte, als wäre noch gar nichts geſchehen. Nicht einmal in ihren Augen dürfte er die Erinnerung an den geſtrigen Abend leſen; er ſollte ſie ganz von Neuem erobern, um ſie werben müſſen, — nicht allein mit Worten, nein, auch mit ſeiner Muſik .... Ja, ... wollte ſie ihn nicht ſchon heute Vormittag hören? .. Natürlich! — in der Kirche ... Und ſie beſann ſich der plötzlichen Eiferſucht, die ſie geſtern Abend erfaßt hatte ... Ja, warum nur? ... Das kam ihr jetzt ſo komiſch vor, — Eiferſucht auf eine Sängerin, die vielleicht in der Meſſe mitſang, oder auf eine

andere Unbekannte. Aber hingehen wollte ſie jedenfalls. — Ah, wie ſchön wird das ſein, im Dämmer der Kirche zu ſtehen, ungeſehen von ihm, ihn nicht ſehend, und nur ſein Spiel zu hören, das vom Chor herunter ſchwebt. Und es iſt ihr, als freue ſie ſich einer neuen Zärtlichkeit entgegen, die ihr von ihm werden ſoll, ohne daß er es ahnt.

Langſam ſteht ſie auf, kleidet ſich an. Ein leiſer Gedanke an zuhauſe ſchwebt in ihr auf, aber er iſt ganz ohne Kraft. Es macht ihr ſogar Mühe, ihn zu denken. Auch darüber fühlt ſie keine Reue, auch darauf iſt ſie eher ſtolz. Sie fühlt ſich ganz als Emil's Geſchöpf, Alles, was vor ihm da war, ſcheint ausgelöſcht. Wenn er von ihr verlangen möchte: lebe ein Jahr, lebe dieſen Sommer mit mir, dann aber mußt Du ſterben, — ſie würde es thun.

Die aufgelöſten Haare fallen ihr über die Schultern. Erinnerungen kommen ihr, die ſie beinahe taumeln machen ... O Gott, warum alles das ſo ſpät, ſo ſpät? — Aber noch iſt eine lange Zeit vor ihr, — noch fünf, noch zehn Jahre kann ſie ſchön bleiben. . . o, auch noch länger für ihn, wenn ſie zuſammen bleiben, denn er würde ja mit ihr zuſammen altern. Und wieder fliegt ihr jene Hoffnung

durch den Sinn: wenn er sie zu seiner Frau machte, wenn sie zusammen wohnten, zusammen reisten, zusammen schliefen, Nacht für Nacht? — Aber jetzt beginnt sie sich ein wenig zu schämen. Warum denn immer und immer diese Gedanken? Zusammen leben heißt doch auch Anderes — gemeinschaftliche Sorgen haben, über alle Dinge mit einander reden können? Ja, seine Freundin will sie sein vor Allem! Und das, vor Allem das will sie ihm heute sagen. Heute muß er endlich erzählen, über sich erzählen, sein ganzes Leben vor ihr ausbreiten, von dem Augenblick, da sie sich vor zwölf Jahren getrennt, bis . . und mit Staunen muß sie weiter denken: — bis gestern früh .... Gestern früh hat sie ihn zum ersten Mal wiedergesehen, und in diesem einen Tag ist sie so völlig sein geworden, daß sie nichts mehr Anderes denken kann als ihn, daß sie kaum mehr eine Mutter ist, ... nein, nichts als seine Geliebte.

Sie trat in den hellen Sommertag hinaus. Es fiel ihr auf, daß ihr mehr Menschen begegneten als sonst, daß die meisten Geschäfte geschlossen waren. — Richtig, Sonntag! Sie hatte gar nicht daran gedacht. Nun machte sie auch das froh. Bald begegnete ihr ein sehr schlanker Herr, der den Ueberzieher offen trug und an dessen Seite ein junges

Mädchen mit ſehr dunklen, lachenden Augen ging. Bertha mußte denken: ein Paar wie dieſes ſind wohl auch wir . . . Und ſie ſtellte es ſich ſchön vor, nicht nur im Dunkel der Nacht, ſondern auch ſo wie dieſe Beiden auf heller Straße, Arm in Arm, mit lachenden, glücklichen Augen umher zu wandeln. Manchmal, wenn ein Herr ihr im Vorbeigehen ins Geſicht ſah, war ihr, als verſtünde ſie wie etwas Neues die Sprache der Blicke. Einer, der ſie mit einem gewiſſen Ernſt betrachtete, ſchien zu ſagen: Na, Du biſt auch geradeſo wie die Andern! Dann kamen zwei junge Leute, die zu reden aufhörten, als ſie ſie ſahen. Ihr war, als wüßten die ganz gewiß, was heut nachts geſchehen war. Wieder ein Anderer ſchien große Eile zu haben, ſah ſie flüchtig von der Seite an und ſeine Augen ſagten: Was gehſt Du da ſo großartig herum wie eine brave Frau? Geſtern Abend biſt Du mit einem von uns im Bett gelegen. Dieſes „Einer von uns“ hörte ſie innerlich ganz deutlich, und ſie mußte das erſte Mal in ihrem Leben bei allen Männern, die vorübergingen, denken, daß ſie Männer, bei allen Frauen, daß ſie Frauen waren, daß ſie einander begehrten und daß ſie einander fanden, wenn ſie wollten. Und ſie hatte das Gefühl, als ob ſie noch geſtern um

dieſe Zeit eine Ausgeſchloſſene geweſen wäre, vor der alle Anderen Geheimniſſe hatten, während ſie jetzt mit zu ihnen gehörte und mitreden durfte. Sie verſuchte ſich auf die erſte Zeit nach ihrer Hochzeit zu beſinnen, und ſie erinnerte ſich, daß ſie nichts empfunden hatte, als einige Enttäuſchung und Beſchämung. Ganz dunkel tauchte etwas in ihr auf, wovon ſie nicht wußte, ob ſie es einmal geleſen oder gehört, nämlich der Satz: es iſt ja doch immer dasſelbe. Und ſie kam ſich viel klüger vor als die oder der, der das geſagt oder geſchrieben.

Jetzt merkte ſie, daß ſie den gleichen Weg ging wie geſtern. Ihr Auge fiel auf eine Plakatſäule mit der Ankündigung des Concertes, bei dem auch Emil mitwirken ſollte. Mit Behagen blieb ſie davor ſtehen. Ein Herr ſtand neben ihr. Sie lächelte und dachte: Wenn er wüßte, daß jetzt meine Augen gerade auf dem Namen desjenigen Menſchen ruhen, der geſtern Nacht mein Geliebter war .... Sie war plötzlich ſehr ſtolz. Was ſie gethan hatte, dünkte ſie etwas Beſondres. Sie konnte ſich kaum vorſtellen, daß andere Frauen den gleichen Muth beſäßen. Sie ging wieder durch den Volksgarten, in dem heute mehr Menſchen waren als geſtern. Wieder ſah ſie Kinder, die ſpielten, Gouvernanten und Kinder-

mädchen, die plauderten, laſen, ſtrickten. Ein ſehr alter Herr fiel ihr auf, der ſich auf eine Bank in der Sonne geſetzt hatte, ſie anſah, den Kopf ſchüttelte und ſie mit harten und unerbittlichen Augen verfolgte. Sie war ſehr unangenehm berührt und hatte ein dunkles Gefühl von Unrecht gegenüber dieſem alten Herrn. Als ſie aber unwillkürlich wieder zurückſah, bemerkte ſie, wie er auf den ſonnenbeleuchteten Sand ſchaute und noch immer den Kopf ſchüttelte. Sie wußte jetzt, daß das mit ſeinem Alter zuſammenhing, und ſie fragte ſich, ob auch Emil einmal ein ſo uralter Herr ſein würde, der ſich in die Sonne ſetzt und den Kopf ſchüttelt. Und mit einem Mal ſah ſie ſich neben ihm einhergehen, in der Kaſtanienallee daheim, aber ſie war noch jung wie jetzt und er fuhr im Rollſtuhl. Sie bebte leiſe. Wenn Herr Rupius es wüßte .... Nein, — nie und nimmer würde er das von ihr glauben! Hätte er das von ihr vorausgeſetzt, ſo hätte er ſie nicht zu ſich auf den Balcon gerufen und ihr erzählt, daß ſeine Frau ihn verlaſſen wollte . . . Sie ſtaunte in dieſem Augenblick über das, was ihr wie eine große Fülle ihres Lebens vorkam. Sie hatte den Eindruck, innerhalb ſo verwickelter Verhältniſſe zu exiſtiren, wie keine andere Frau. Und auch dieſe Empfindung

trug zu ihrem Stolz bei. Während sie an einer Gruppe von Kindern vorbeiging, von denen vier ganz gleich gekleidet waren, dachte sie, wie sonderbar es wäre, daß sie keinen Moment an mögliche Folgen ihres gestrigen Abenteuers gedacht. Aber ein Zusammenhang zwischen dem, was gestern geschehen, zwischen diesen wilden Umarmungen in einem fremden Bett — und einem Wesen, das einmal zu ihr „Mutter" sagen sollte, schien außerhalb jeder Möglichkeit zu liegen.

Sie verließ den Garten und nahm den Weg zur Lerchenfelderstraße. Ob er jetzt daran dachte, daß sie auf dem Weg zu ihm wäre? Ob sie sein erster Gedanke heute früh gewesen? Und es schien ihr nun, daß sie sich früher den Morgen nach einer Liebesnacht ganz anders vorgestellt . . . ja, als ein gemeinsames Erwachen, Brust an Brust, Mund an Munde.

Soldaten kamen ihr entgegen, Officiere schritten zur Seite auf dem Trottoir, einer streifte sie und sagte höflich: „Bitte, entschuldigen!" Es war ein sehr hübscher Mensch, und er kümmerte sich weiter nicht um sie, was sie ein wenig ärgerte. Und unwillkürlich dachte sie: ob der auch eine Geliebte hat? Und plötzlich wußte sie, daß er sicher heute Nacht

mit ihr zuſammen war und auch nur ſie allein liebt und ſich ſo wenig um andere Frauen kümmerte als Emil.

Sie war vor der Kirche. Orgelklang drang bis auf die Straße. Eine Equipage ſtand da, mit einem Lakaien auf dem Bock. Wie kam die da her? Es war Bertha mit einmal ganz klar, daß dieſer Wagen in einer beſtimmten Beziehung zu Emil ſtehen müßte, und ſie nahm ſich vor, vor Schluß der Meſſe die Kirche zu verlaſſen, um zu ſehen, wer hier einſtiege. Sie trat in die menſchenerfüllte Kirche. Sie ſchritt zwiſchen den Bankreihen nach vorwärts, bis zum Hochaltar, an dem der Prieſter ſtand. Die Orgeltöne verklangen, das Streichorcheſter ſetzte ein. Sie wandte den Kopf nach der Richtung des Chors. Es war doch ſonderbar, daß Emil hier in der Lerchenfelderkirche, ſozuſagen incognito, das Solo in einer Haydn'ſchen Meſſe ſpielen ſollte . . . Sie betrachtete die weiblichen Geſtalten in den vorderen Bänken. Sie bemerkte zwei — drei — vier junge Frauen und mehrere alte Damen; zwei ſaßen in der vorderſten Reihe die eine war ſehr vornehm in ſchwarze Seide gekleidet, die andere ſchien ihre Kammerfrau zu ſein. Bertha dachte, daß die Equipage jedenfalls dieſer vornehmen alten Dame gehörte,

was ſie ſehr beruhigte. Sie ging wieder nach rückwärts und hielt überall, halb unbewußt, nach ſchönen Frauen Umſchau. Es gab noch einige leidlich hübſche, alle ſchienen ihr in Andacht verſunken, und ſie ſchämte ſich, daß ſie allein hier ohne jeden heiligen Gedanken umherwandelte. Jetzt merkte ſie, daß das Violin-Solo ſchon begonnen hatte. Er ſpielte jetzt, er, er! . . . Und in dieſem Augenblick hörte ſie ihn ſeit mehr als zehn Jahren zum erſten Mal, und es ſchien ihr, als wär' es der gleiche ſüße Ton von damals, ſo wie man Menſchenſtimmen erkennt, die man jahrelang nicht vernommen. Der Sopran ſetzte ein. Wenn ſie die Sängerin nur ſehen könnte! Es war eine helle, friſche, nicht ſehr geſchulte Stimme und Bertha fühlte etwas wie einen perſönlichen Zuſammenhang zwiſchen dem Geigenſpiel und dem Geſang. Daß Emil das Mädchen kannte, welches jetzt ſang, war natürlich . . aber verbarg ſich da nicht noch irgend etwas Anderes? . . . Der Geſang verſtummte, die Geige klang weiter, und nun ſprach ſie zu ihr allein, als wollte ſie ſie beruhigen. Das Orcheſter fiel ein, das Geigenſolo ſchwebte über den anderen Inſtrumenten und ſchien nur den einen Wunſch zu haben, ſich mit ihr zu verſtändigen. Es ſagte: Ich weiß, daß Du da biſt, und ich ſpiele nur für

Dich! . . . Die Orgel ſetzte ein, aber noch behielt das Geigenſolo die Führung. Bertha war ſo ergriffen, daß ſie Thränen im Auge hatte. Endlich war das Solo zu Ende, wie verſchlungen von dem Schwall der Inſtrumente und tauchte nicht wieder auf. Bertha hörte kaum zu, aber die Muſik umklang ſie mit wunderbarem Troſt. Manchmal glaubte ſie, die Geige Emils im Orcheſter mitſpielen zu hören, und da war es ganz ſonderbar, beinah märchenhaft, daß ſie da unten an einer Säule ſtand und er oben im Chor an einem Pulte ſaß und ſie hatten einander heut Nacht in den Armen gehalten, und alle die Hunderte hier in der Kirche wußten nichts davon . . Sie mußte ihn gleich ſehen — ja! Sie wollte unten an der Stiege warten . . . ſie wollte nichts zu ihm ſprechen, — nein, aber ſehen wollte ſie ihn, und auch die anderen die kamen, — auch die Sängerin, auf die ſie eiferſüchtig geweſen war. Aber das war nun ganz vorüber; ſie wußte es, daß er ſie nicht belügen konnte. — Die Muſik war verſtummt, Bertha fühlte ſich vorwärts geſchoben, dem Ausgang zu, ſie wollte die Stiege finden, aber ſie wurde von ihr entfernt. Denn es war gut ſo . . Nein, das durfte ſie nicht, ſich hinſtellen, ihn erwarten — — was würde er denken? Es wäre ihm gewiß nicht recht!

Nein, ſie wollte mit den Andern verſchwinden und ihm abends ſagen, daß ſie ihn gehört. Sie hatte nun geradezu Angſt davor, von ihm bemerkt zu werden. Sie ſtand am Ausgang, ſchritt die Stufen hinab und kam gerade an der Equipage vorbei, als die alte Dame mit ihrer Kammerfrau einſtieg. Sie mußte lächeln, als ſie ſich erinnerte, in welche Beſorgniß ſie der Anblick dieſes Wagens verſetzt, und es ſchien ihr, als müßten mit dieſem Verdacht auch alle andern zerflattern. Es war ihr, als hätte ſie ein merkwürdiges Abenteuer hinter ſich und ſtünde am Anfang eines ganz neuen Daſeins. Zum erſten Mal ſchien es ihr einen Sinn zu haben; alles Andere war eingebildet geweſen und wurde zu nichts gegenüber dem Glück, das durch ihre Pulſe ſtrömte, während ſie von der Kirche durch die Straßen der Vorſtadt langſam nach Hauſe ſchlenderte. Erſt wie ſie ſchon nah dem Hôtel war, merkte ſie, daß ſie den ganzen Weg wie im Traum zurückgelegt und konnte ſich kaum erinnern, welchen Weg ſie gegangen und ob ſie Leuten begegnet war oder nicht.

Als ſie den Schlüſſel zu ihrem Zimmer nahm, übergab ihr der Portier ein Billet und einen Strauß von Veilchen und Flieder . . . O, warum hatte ſie nicht auch daran gedacht, ihm Blumen zu ſchicken?

— Aber was hatte er ihr zu ſchreiben? Sie öffnete den Brief mit einer leiſen Furcht und las:

„Liebſte! Ich muß Dir noch einmal für den ſchönen Abend danken. Heute können wir uns leider nicht ſehen. Sei mir nicht bös, meine liebe Bertha, und vergiß nicht, mich rechtzeitig zu verſtändigen, wenn Du das nächſte Mal nach Wien kommſt.

Ich bin ganz der Deine

Emil."

Sie ging, ſie lief die Treppen hinauf in ihr Zimmer . . . Warum konnte er ſie heute nicht ſehen? Warum gab er nicht wenigſtens die Urſache an? — Nun ja, was wußte ſie ſchließlich von ſeinen Verpflichtungen aller Art, künſtleriſcher, geſellſchaftlicher Natur? . . . Es wäre gewiß zu weitläufig geweſen und hätte wie nach einer Ausrede ausgeſehen, wenn er ſeine Verhinderung ausführlich entſchuldigt. Aber trotzdem . . . . Und warum ſchrieb er denn: „Wenn Du das nächſte Mal nach Wien kommſt? . . . " Hatte ſie ihm nicht geſagt, daß ſie noch einige Tage dabliebe? Das hatte er vergeſſen — gewiß. Und gleich ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb:

„Mein liebſter Emil! Ich bedaure ſehr, daß Du mir heute abſagen mußteſt, aber glücklicherweiſe

reiſe ich noch nicht ab. Bitte ſehr, Liebſter, ſchreib mir doch gleich, wann Du morgen oder übermorgen für mich Zeit haſt.

Mit tauſend Küſſen Deine

Bertha."

P. S. Es iſt höchſt ungewiß, wann ich wieder nach Wien komme, und ich möchte keinesfalls fortreiſen, ohne Dich noch einmal zu ſehen."

Sie überlas den Brief. Dann ſchrieb ſie noch dazu: „Ich muß Dich noch einmal ſehen!"

Sie eilte auf die Straße, übergab den Brief einem Dienſtmann und ſchärfte ihm ein, ja nicht ohne Antwort wiederzukommen. Dann ging ſie wieder hinauf und ſtellte ſich zum Fenſter. Sie wollte nichts denken, ſie wollte nur auf die Straße hinunterſehen. Sie heftete ihre Aufmerkſamkeit gewaltſam auf die Vorübergehenden, und ein Spiel aus ihrer Kinderzeit kam ihr wieder in den Sinn, wo ſie und ihre Brüder vom Fenſter aus ſich darüber unterhielten, welchem Bekannten der oder jener Vorübergehende ähnlich ſähe. Solche Aehnlichkeiten zu entdecken, war für ſie jetzt mit Schwierigkeit verbunden, weil ihr Zimmer im dritten Stock gelegen war, aber anderſeits erleichterte die Entfernung die Willkürlichkeit der Deutung. Zuerſt kam eine Frau, die der Couſine

Agathe ähnlich sah, später erschien Jemand, der an ihren Clavierlehrer aus dem Conservatorium erinnerte, Arm in Arm mit Einer, die so aussah, wie die Köchin ihrer Schwägerin. Ein junger Bursch sah ihrem Bruder, dem Schauspieler, ähnlich, gleich hinter ihm, und zwar in Hauptmannsuniform, kam ihr verstorbener Vater des Wegs, der blieb eine Weile vor dem Hôtel stehen, blickte auf, gerade als wenn er sie suchte, und verschwand dann im Thor. Sie erschrak einen Augenblick so, als wenn es wirklich ihr Vater wäre, der als Gespenst aus dem Grab gekommen. Dann lachte sie absichtlich, laut, und versuchte, das Spiel fortzusetzen, aber es gelang nicht mehr. Sie blickte nur nach dem Dienstmann aus. Endlich beschloß sie, nur um die Zeit hinzubringen, ihr Mittagmahl einzunehmen. Nachdem sie es bestellt, trat sie wieder ans Fenster. Aber nun blickte sie nicht mehr in die Richtung, aus welcher der Dienstmann kommen mußte, sondern folgte den Omnibus- und Pferdebahnwagen, die alle menschenüberfüllt den Vororten zufuhren. Jetzt sah sie wieder den Hauptmann von früher, wie er eben auf eine Tramway aufsprang, eine Virginier im Mund. Er sah ihrem verstorbenen Vater gar nicht mehr ähnlich. Sie hörte ein Geräusch hinter sich: der Kellner

war eingetreten. Bertha aß wenig und trank den Wein sehr rasch. Sie wurde schläfrig und lehnte sich in die Ecke des Divans. Die Gedanken verschwammen ihr, in ihren Ohren tönte es, wie Nachklänge von der Orgel, die sie in der Kirche vernommen hatte. Sie schloß die Augen, und mit einem Mal, wie hervorgezaubert, sah sie das Zimmer von gestern, und hinter den roten Vorhängen leuchtete das weiße Bett. Sie selbst saß wieder vor dem Pianino, aber ein Anderer hielt sie umfaßt, ihr Neffe Richard. Sie riß gewaltsam die Augen auf, erschien sich über alle Maaßen verworfen, und eine jähe Furcht überkam sie, als hätte sie für diese traumhaften Vorstellungen eine Sühne zu erwarten. Wieder ging sie zum Fenster. Eine Ewigkeit schien ihr verflossen, seit sie den Dienstmann ausgeschickt. Sie überlas noch einmal den Brief Emils. Ihr Blick haftete auf den letzten Worten: „Ich bin ganz der Deine", und sie sprach sie aus, laut, mit Zärtlichkeit, und dachte ähnlicher Worte von heute Nacht. Sie erfand sich einen Brief, der jetzt gleich da sein und der lauten mußte: „Meine liebste Bertha! Gott sei Dank, daß Du morgen noch da bist! Ich erwarte Dich bestimmt um drei bei mir", oder: „Wir wollen morgen den ganzen Tag miteinander

verbringen“ oder gar: „Ich habe meine Verabredung rückgängig gemacht, wir ſehen uns noch heute. Komme gleich zu mir, ich erwarte Dich mit Sehnſucht!“

Nun wie es immer ſei, wenn auch nicht heute, bevor ſie Wien verläßt, wird ſie ihn wiederſehen. Es iſt ja gar nicht anders denkbar. Wozu alſo dieſe entſetzliche Aufregung, als wenn Alles vorüber wäre? Warum nur bleibt die Antwort ſo lange aus? . . . Er hat jedenfalls außer Haus gegeſſen — natürlich, er führt ja keine Wirtſchaft! So kann er früheſtens um drei wieder daheim ſein . . . . Aber wenn er vor Abend nicht nach Hauſe kommt? . . . Der Dienſtmann hat zwar den Auftrag, jedenfalls zu warten — auch bis in die Nacht hinein . . . aber was ſoll ſie thun! Sie kann doch hier nicht die ganze Zeit am Fenſter ſtehen und ausblicken? Die Stunden ſind ja endlos! Sie könnte weinen vor Ungeduld, vor Verzweiflung! . . . . Sie geht im Zimmer auf und ab, dann ſteht ſie wieder eine Weile am Fenſter, dann ſetzt ſie ſich nieder, für kurze Zeit nimmt ſie ihren Roman zur Hand, den ſie in der Reiſetaſche mitgeführt, auch zu ſchlummern verſucht ſie, — aber es gelingt ihr nicht. Endlich wird es vier: bald drei Stunden ſind vergangen, ſeit ſie wartet. Da klopft es an die Thür, der

Dienſtmann tritt ein und übergiebt ihr einen Brief. Sie reißt das Couvert auf und, mit einer unwillkürlichen Bewegung, um dem fremden Menſchen den Ausdruck ihrer Mienen zu verbergen, wendet ſie ſich zum Fenſter. Sie lieſt:

„Meine liebe Bertha! Du biſt ſehr freundlich, daß Du mir noch die Auswahl zwiſchen den nächſten Tagen freiſtellſt, aber, wie übrigens auch in meinem erſten Brief ſchon angedeutet war: ich kann leider über die nächſten Tage abſolut nicht verfügen. Daß ich es mindeſtens ſo bedaure wie Du, kannſt Du mir glauben. Nochmals tauſend Dank und tauſend Grüße, und auf ein ſchönes Wiederſehn das nächſte Mal. Vergiß mich nicht ganz. Dein Emil.“

Als ſie dieſen Brief geleſen, war ſie ganz ruhig, bezahlte dem Dienſtmann, was er forderte, und fand, daß es für ihre Verhältniſſe gar nicht wenig ſei. Dann ſetzte ſie ſich an den Tiſch und verſuchte nachzudenken. Sie wußte ſofort, daß ſie nicht länger hier bleiben könnte und bedauerte nur, daß nicht gleich ein Zug nach Hauſe ging. Auf dem Tiſch ſtand die halbgeleerte Flaſche Wein, Brotkrumen waren neben dem Teller verſtreut, auf dem Bett lag ihre Frühjahrsjacke, daneben die Blumen, die er ihr noch heute morgens geſchickt. Was ſollte das Alles be-

deuten? War es zu Ende? . . . . Undeutlich, aber so, als müßt' es zu dem, was sie eben erlebt, eine Beziehung haben, fällt ihr ein Satz ein, den sie einmal gelesen, von Männern, die nichts Anderes wollen, als „ihr Ziel erreichen". . . Aber sie hat das immer für eine Romanphrase gehalten. Im übrigen, das ist doch kein Abschiedsbrief, den sie da in der Hand hält? . . . Ist es auch wirklich keiner? Können diese freundlichen Worte nicht auch Lüge sein? . . . Auch Lüge — das ist es! . . . Zum ersten Mal drängt sich das entschiedene Wort in ihre Gedanken: . . . Lüge . . . Denn es ist gewiß, schon heut Nacht, als er sie nach Hause brachte, war sein Entschluß gefaßt, sie nicht wiederzusehen, und die Verabredung wegen des heutigen Tags, sein Wunsch, sie heute bei sich zu sehen, war Lüge . . . . Sie ruft sich den gestrigen Abend ins Gedächtniß zurück, und sie fragt sich, wodurch sie ihn verstimmt, enttäuscht haben konnte? . . . Es war doch Alles so schön, und er schien so glücklich, geradeso glücklich als sie . . . . Sollte das auch Lüge gewesen sein? . . . Was konnte sie wissen? . . . Vielleicht hatte sie ihn doch verstimmt, verletzt, ohne es zu ahnen . . . . Sie ist ja nichts als eine brave Frau gewesen ihr Leben lang . . . wer weiß, was für eine

Ungeschicklichkeit oder Dummheit sie begangen . . . ob sie nicht in irgend einem Moment, wo sie hingebend, zärtlich, beseligt und beseligend zu sein glaubte, lächerlich und abstoßend gewesen ist? . . . Was weiß sie denn von allen diesen Dingen? . . . Und mit einem Mal fühlt sie beinah etwas wie Reue, daß sie sich in dieses Abenteuer so unvorbereitet eingelassen, daß sie bis gestern so keusch und brav gewesen ist, daß sie nicht andere Liebhaber vor ihm gehabt hat . . . . Jetzt besinnt sie sich auch, wie er ihre schüchternen Fragen und Bitten abgewehrt, die sein Violinspiel betrafen, als wollte er sie diesen Kreis nicht betreten lassen. So war er ihr gerade in dem, was ihm tiefster Lebensinhalt war, fremd, mit Absicht fremd geblieben; sie wußte mit einem Mal, daß sie nichts mit ihm gemeinsam gehabt als das Vergnügen einer Nacht, und daß der heutige Morgen sie Beide so fern von einander gefunden, als alle die Jahre, die hinter ihnen lagen . . . . und nun glüht die Eifersucht wieder in ihr auf . . . Aber ihr ist, als wäre sie immer, als wäre überhaupt Alles immer in ihr dageweſen . . . Liebe und Mißtrauen und Hoffnung und Reue und Sehnsucht und Eifersucht . . . und zum ersten Mal in ihrem Leben ist sie so bis ins Innerste aufgewühlt, daß sie die Menschen

begreift, die ſich aus Verzweiflung zum Fenſter hinunterſtürzen .... Und ſie ſieht ein, daß ſie es nicht ertragen, daß nur die Gewißheit ihr helfen kann ... ſie muß hin zu ihm, ihn fragen ... aber ſo fragen, wie man Einem ein Meſſer an die Bruſt ſetzt ...

Sie eilt davon, auf die Straßen, die beinahe leer ſind, als wäre ganz Wien aufs Land gewandert ... Wird ſie ihn nur daheim finden? ... Wird er nicht vielleicht ahnen, daß ſie auf den Einfall kommen kann, ihn aufzuſuchen, ihn zur Rede zu ſtellen, und wird er nicht dieſer Möglichkeit aus dem Weg gegangen ſein? ... Sie ſchämt ſich, daß ſie auch daran denken muß ..... Und wenn er zuhauſe iſt, wird er allein ſein? ... Und wenn er nicht allein iſt, wird man ſie vorlaſſen?

Und wenn ſie ihn ſelbſt in den Armen einer Anderen fände, was dürfte ſie ſagen? .... Hat er ihr etwas verſprochen? Hat er ihr Treue geſchworen? Hat ſie ſie auch nur von ihm verlangt? Durfte ſie ſich einbilden, daß er hier in Wien gewartet, bis ſie ihm zu ſeinem ſpaniſchen Orden gratulirt? ... Ja, durfte er ihr nicht ſagen: Du haſt Dich mir an den Hals geworfen und haſt nichts Beſſeres gewünſcht, als daß ich Dich nehme, wie Du biſt ... Und wenn ſie ſich ſelbſt fragte — hatte er

nicht Recht? . . . Ist sie nicht hierher gekommen, um seine Geliebte zu werden — nur darum . . . ohne jede Rücksicht auf früher, ohne jede Sicherheit für später . . . ja nur darum! Alle anderen Wünsche und Hoffnungen hatten ihre Begierde nur flüchtig umschwebt, und sie war nichts Besseres wert als das, was ihr geschehen . . . Und, wenn sie ehrlich gegen sich selbst ist, muß sie sich auch sagen: von Allem, was sie erlebt, ist das noch immer das Beste gewesen . . .

Sie ist an einer Ecke stehen geblieben, es ist ganz still um sie, die Sommerluft über ihr wird dunstig und schwül. Sie nimmt den Weg zurück ins Hôtel. Sie ist sehr müde, und ein neuer Gedanke zuckt in ihr auf: ob er ihr nicht nur deshalb abgeschrieben hat, weil auch er müde ist. . . . . Sie kommt sich sehr erfahren vor, wie ihr das einfällt . . . Und noch eins geht ihr durch den Sinn . . . Er kann auch eine Andere nicht auf andere Art lieben als sie . . . Und plötzlich fragt sie sich, ob denn die heutige Nacht ihr einziges Erlebniß bleiben — ob sie selbst keinem anderen mehr angehören wird als ihm? Und sie freut sich dieses Zweifels, als nähme sie mit ihm an seinem mitleidigen Blick und an seinen spöttischen Lippen eine Art von Rache.

Nun iſt ſie wieder oben im dritten Stock des Hôtels in dem ungemütlichen Zimmer. Noch immer ſind die Reſte des Mittageſſens nicht abgeräumt, noch immer liegen Jacke und Blumen auf dem Bett. Sie nimmt die Blumen in die Hand, führt ſie an die Lippen, als wollte ſie ſie küſſen. Plötzlich aber, als bräche ihr ganzer Zorn wieder hervor, ſchleudert ſie ſie heftig auf die Erde. Dann wirft ſie ſich aufs Bett, die Hände über'm Geſicht.

Als ſie eine Weile ſo gelegen war, wurde ſie ſehr ruhig, immer ruhiger. Es war vielleicht ganz gut, daß ſie noch heute nach Hauſe fahren konnte. Sie dachte an ihren Buben, wie er in ſeinem Bettchen zu liegen und mit dem ganzen Geſicht zu lachen pflegte, wenn die Mutter ſich über das Gitter beugte. Sie ſehnte ſich nach ihm. Sie ſehnte ſich auch ein wenig nach Elly und nach Frau Rupius. Ja richtig — die wollte ja von ihrem Manne fortgehen .... Was da dahinter ſtecken mochte? ... Eine Liebesgeſchichte? ... Aber ſonderbar, jetzt konnte ſie ſich das noch weniger vorſtellen, als früher.

Es wird ſpät, es iſt Zeit, ſich zur Abreiſe bereit zu machen ... So iſt ſie alſo ſchon Sonntag Abend wieder zuhauſe.

Sie ſitzt im Coupé, auf ihrem Schooß liegen

die Blumen, die ſie wieder vom Boden aufgehoben .... Ja, nun fährt ſie nach Hauſe, verläßt die Stadt, wo ſie ... etwas erlebt hat — ſo nennt man es doch wohl? .... Worte ſchwirren ihr durch den Sinn, die ſie in ſolchem Zuſammenhang geleſen oder gehört hat .... Worte wie: Seligkeit .. Liebesrauſch ... Taumel ... und ein leiſer Stolz regt ſich, daß ſie das erfahren, was dieſe Worte bedeuten. Und noch ein anderer Gedanke kommt ihr, der ſie ſeltſam beruhigt: Wenn er auch — vielleicht — jetzt ein Verhältniß mit einer anderen Frau hat .... der hat ſie ihn genommen ... nicht für lang freilich, aber doch ſo vollkommen, wie man einer Frau einen Mann nur nehmen kann. Sie wurde immer ruhiger, beinahe heiter.

Das war ja klar, daß ſie, Bertha, die unerfahrene Frau, ſich nicht mit einem Anſturm völlig in den Beſitz des Geliebten ſetzen konnte .... Aber ob es ein anderes Mal nicht gelänge? ... Sie freute ſich ſehr, daß ſie nicht ihrem Entſchluß gefolgt war, gleich zu ihm zu laufen, ja ſie faßte ſogar die Abſicht, ihm einen ſo kühlen Brief zu ſchreiben, daß er in einen gelinden Aerger geraten müßte, ſie wollte kokett, verſchlagen ſein ... Aber ſie mußte ihn wieder haben, das wußte ſie ... bald

und womöglich für immer! . . . Und so gingen ihre Träume weiter, während der Zug sie nach Hause führte . . . immer kühner, je tiefer das Sausen der Räder sie in den Halbschlummer sang . . .

Die kleine Stadt lag in tiefem Schlaf, als sie ankam. — Zuhause gab sie dem Dienstmädchen den Auftrag, ihren Kleinen in aller Früh von ihrer Schwägerin abzuholen. Dann kleidete sie sich langsam aus. Ihre Augen fielen auf das Bild ihres verstorbenen Gemahls über ihrem Bett. Sie fragte sich, ob es weiter da hängen dürfe. Als sie jetzt daran dachte, daß es Frauen giebt, welche von ihrem Geliebten kommen und dann an der Seite ihres Gatten schlafen können, schauderte sie . . . Nie hätte sie so etwas zu Lebzeiten ihres Gatten gethan! . . Und hätte sie's doch gethan, sie wäre nie wieder nach Hause zurückgekehrt.

* * *

Am nächsten Morgen weckte sie ihr Bub. Er war auf ihr Bett gesprungen und hatte ihr leise auf die Augenlieder gehaucht. Bertha setzte sich auf, umarmte und küßte den Kleinen, der nun gleich zu erzählen begann, wie gut es ihm bei Onkel und Tante ergangen, wie Elly mit ihm gespielt und wie Richard

einmal mit ihm gerauft, ohne ihn beſiegen zu können. Und geſtern hatte er Klavier ſpielen gelernt und konnte es ſchon bald ſo gut wie Mama. Bertha hörte ihm nur immer zu. Sie dachte: wenn Emil jetzt das ſüße Geplauder hören könnte! und überlegte, ob ſie das nächſte Mal nicht den Kleinen nach Wien zu Emil mitnehmen könnte, wodurch dieſem Beſuch gleich alles Verdächtige genommen würde. Sie dachte nur an das Schöne, das ſie in Wien erlebt, und von den Abſagebriefen war ihr kaum Anderes im Sinn geblieben als die Worte, die ſich auf ein Wiederſehen bezogen. Sie ſtand beinahe in vergnügter Stimmung auf, und während ſie ſich ankleidete, fühlte ſie eine ganz neue Zärtlichkeit für ihren eigenen Leib, der ihr noch von den Küſſen des Geliebten zu duften ſchien.

Noch am frühen Vormittag ging ſie zu ihren Verwandten. Als ſie am Hauſe der Rupius vorbeiging, beſann ſie ſich einen Augenblick, ob ſie nicht gleich hinaufgehen ſollte. Aber ſie hatte eine unbeſtimmte Angſt, gleich wieder in die erregte Stimmung des Hauſes hineingezogen zu werden, und verſchob den Beſuch auf Nachmittag. Im Hauſe des Schwagers kam ihr Elly zuerſt entgegen und empfing ſie ſo ſtürmiſch, als wenn ſie von einer langen Reiſe

wiederkehrte. Der Schwager, eben im Fortgehen, drohte Bertha ſcherzhaft mit dem Finger und ſagte: „Na, gut unterhalten?“ Bertha fühlte, wie ſie dunkelrot wurde. „Ja,“ ſetzte er fort, „das ſind ſchöne Geſchichten, die man von Dir hört.“ Er merkte aber nicht ihre Verlegenheit und grüßte Bertha noch von der Thür aus mit einem Blick, der deutlich ſagte: vor mir giebt es keine Geheimniſſe!

„Papa macht immer ſolche Witze“, ſagte Elly, „das gefällt mir gar nicht von ihm.“

Bertha wußte, daß ihr Schwager nur ins Blaue geredet, wie es ſeine Art war, und wenn ſie ſelbſt ihm die Wahrheit ſagte, würde er ſie gar nicht glauben.

Die Schwägerin trat ein, und Bertha mußte von ihrem Wiener Aufenthalt erzählen. Zu ihrem eigenen Erſtaunen gelang es ihr ſehr gut, Wahres und Erfundenes geſchickt zu verbinden. Mit ihrer Couſine war ſie im Volksgarten und in der Bildergalerie geweſen, Sonntag hatte ſie eine Meſſe in der Stephanskirche gehört, auf der Straße hatte ſie einen Lehrer aus dem Konſervatorium getroffen, und ſchließlich erfand ſie ſogar ein komiſches Ehepaar, das einmal bei der Couſine zu Abend gegeſſen. Je mehr ſie ins Lügen kam, umſo größer wurde ihre Luſt,

auch von Emil zu erzählen und mitzuteilen, daß sie den berühmten Violinvirtuosen Lindbach, der im Konservatorium ihr Kollege gewesen, auf der Straße getroffen und gesprochen. Aber eine unbestimmte Furcht, nicht rechtzeitig innehalten zu können hielt sie davon zurück. Frau Albertine Garlan saß in schwerer Müdigkeit auf dem Sopha und nickte mit dem Kopf, und Elly stand wie gewöhnlich am Klavier, den Kopf auf die Hände gestützt und schaute die Tante mit großen Augen an. Von der Schwägerin ging Bertha zu Mahlmanns und gab den Zwillingen die Klavierlektionen; die Fingerübungen und Scalen, die sie zu hören bekam, waren ihr anfangs unerträglich, endlich hörte sie nicht mehr zu und ließ ihre Gedanken ins Freie schweifen. Die vergnügte Stimmung des Morgens war verflogen, Wien erschien ihr unendlich fern, eine sonderbare Unruhe überkam sie, und plötzlich überfiel sie die Angst, daß Emil gleich nach seinem Concert abreisen könnte. Das wäre ja entsetzlich! Mit einem Mal war er fort, ohne daß sie ihn noch einmal gesehen — und wer weiß, wann er wiederkäme! Ob sie es nicht jedenfalls so einrichten sollte, am Tag des Concertes in Wien zu sein. Sie mußte sich gestehen: ihn spielen zu hören, sehnte sie sich gar nicht,

— ja, es kam ihr vor, als wär' es ihr ganz lieb, wenn er gar kein Violinvirtuos, wenn er überhaupt kein Künstler, wenn er ein einfacher Mensch wäre, — Buchhalter oder was immer! Wenn sie ihn nur für sich, für sich allein haben könnte! . . . . Indeß spielten die Zwillinge ihre Scalen herunter; es war doch ein schreckliches Los, dasitzen und diesen talentlosen Fratzen Klavierlektionen geben müssen. Warum war sie nur heute früh zu gut gelaunt gewesen? . . . . . Ah, die schönen Tage in Wien! Ganz abgesehen von Emil — diese vollkommene Freiheit, dieses Herumflanieren in den Straßen, dieses Spazierengehen im Volksgarten . . . . Allerdings, Geld hatte sie während dieser Zeit mehr ausgegeben, als ihr erlaubt war, das brachten zwei Dutzend Lektionen bei den Mahlmannischen Zwillingen nicht herein . . . . Und jetzt hieß es wieder zurück zu den Verwandten, Stunde geben und eigentlich wäre es sogar notwendig, sich noch nach neuen Lektionen umzuschauen, denn in diesem Jahr wollte die Rechnung gar nicht stimmen! . . . . Ah, was für ein Leben!

Auf der Straße begegnete Bertha der Frau Martin. Frau Martin fragte Bertha, wie sie sich in Wien unterhalten, mit einem Blick, der deutlich

ausdrückte: so gut wie ich mit meinem Mann unterhältst Du Dich ja doch nicht! Bertha hatte eine unsägliche Lust, dieser Person ins Gesicht zu schreien: Mir ist es viel besser gegangen, als Du ahnst. Ich bin in einem schönen, weichen Bett gelegen, mit einem entzückenden, jungen Mann, der tausendmal liebenswürdiger ist als Dein Herr Gemahl! Und ich versteh' das Alles gerade so gut wie Du! Du hast nur einen Gatten, ich hab' aber einen Geliebten, Geliebten, Geliebten! .... Doch sie sagte natürlich nichts von alledem, sondern erzählte, daß sie mit ihrer Cousine und deren Kindern im Volksgarten spazieren gegangen sei.

Es begegneten ihr noch andere Frauen, mit denen sie oberflächlich bekannt war. Diesen gegenüber fühlte sie sich ganz anders als früher; freier, überlegener: sie war die einzige in der Stadt, die etwas erlebt, und es that ihr beinah leid, daß Niemand etwas davon wußte, denn wenn man sie auch öffentlich verachtet, im Innern hätten sie alle diese Frauen unsäglich beneidet. Und wenn sie nun gar gewußt hätten, wer .... Obzwar, in diesem Nest kannten sicher Viele nicht einmal seinen Namen. — Wenn es doch irgend Jemanden auf der Welt gäbe, mit dem sie sich aussprechen könnte! ... Frau

Rupius, ja Frau Rupius .... Aber die geht ja fort, auf Reiſen! .... Eigentlich iſt ihr das auch gleichgültig. Sie möchte nur wiſſen, wie das endlich mit Emil werden wird, ſie möchte wiſſen was es eigentlich war .... das iſt die fürchterliche Unruhe in ihr .... Hat ſie denn nun ein „Liebesverhältnis“ mit ihm? .... Ah, warum iſt ſie nicht doch noch einmal zu ihm gegangen? .... Aber ſie konnte ja nicht! .... Dieſer Brief .... er wollte ſie ja nicht ſehen! ... Aber Blumen hatte er ihr doch geſchickt ...

Nun iſt ſie wieder bei den Verwandten. Richard will ihr entgegen, ſie in ſeiner ſcherzhaften Manier umarmen, ſie ſtößt ihn weg; frecher Bub, denkt ſie ſich, ich weiß ſchon, wie er das meint, wenn er es auch ſelbſt nicht weiß; ich verſtehe dieſe Dinge, ich hab' einen Geliebten in Wien! .... Die Stunde nimmt ihren Gang; am Schluß ſpielen Elly und Richard vierhändig die Feſtouverture von Beethoven, was eine Ueberraſchung zum Geburtstag des Vaters werden ſoll.

Bertha dachte nur an Emil. Sie war nahe daran verrückt zu werden über dieſes elende Geklimper. .... Nein, es war nicht möglich, ſo weiter zu exiſtiren, in keiner Hinſicht! .... Sie iſt auch noch

ſo jung .... Ja, das iſt es, beſonders das .... ſie wird ſo nicht weiter leben können .... und das geht doch nicht, daß ſie irgend einen anderen .... Wie kann ſie nur an ſo etwas denken! .... Sie iſt doch eine ganz ſchlechte Perſon! — Wer weiß, ob es nicht das war, was Emil mit ſeiner großen Erfahrung an ihr herausgeſpürt hat — und warum er ſie nicht mehr ſehen will .... Ach, die Frauen ſind doch am beſten dran, die alles leicht nehmen, die es fertig bringen, gleich nachdem ſie einer ſitzen gelaſſen — .... Aber was ſind denn das wieder für Ideen! Hat er ſie denn „ſitzen laſſen?“ .... In drei, vier Tagen iſt ſie wieder in Wien, bei ihm, in ſeinen Armen! .... Und drei Jahre hat ſie ſo leben können? .... Drei? .... — Sechs Jahre — Ihr ganzes Leben! .... Wenn er das nur wüßte, wenn er das nur glaubte!

Die Schwägerin tritt ein; ſie fordert Bertha auf, heute Abend bei ihnen zu nachtmahlen .... Ja, das iſt die einzige Zerſtreuung: einmal an einem anderen Tiſch als dem häuslichen eine Mahlzeit einnehmen! — Wenn es doch einen Menſchen hier gäbe, mit dem man reden könnte! ... Und Frau Rupius reiſt ab, verläßt ihren Mann .... Ob

nicht doch eine Liebesgeſchichte da mitſpielt? . . . Die Stunde iſt zu Ende, Bertha empfiehlt ſich. Auch ihrer Schwägerin gegenüber hat ſie das Gefühl der Ueberlegenheit, beinah des Mitleids. Ja, das weiß ſie, nicht für ein ganzes Leben, wie dieſe Frau es führt, möchte ſie jene eine Stunde hergeben. Dabei, ſo denkt ſie, während ſie wieder nach Hauſe ſpaziert, iſt ſie garnicht recht zum Bewußtſein ihres Glücks gekommen, das war ja alles ſo raſch vorbei. Und dann dieſes Zimmer, dieſe ganze Wohnung, dieſes ſchreckliche Bild .... Nein, nein, es war eigentlich Alles eher häßlich. Wirklich ſchön war doch nur, wie er ſie nachher im Wagen nach Haus begleitet und ihr Kopf an ſeiner Bruſt geruht hat .... Ah, er hatte ſie ſchon lieb — freilich nicht ſo wie ſie ihn, aber war das auch möglich? Was für ein Leben lag ſchon hinter ihm! — Sie dachte jetzt daran ohne Eiferſucht, eher mit einem leichten Bedauern für ihn, der ſoviel in ſeinem Gedächtnis mitzutragen hatte. Denn daß er das Leben nicht leicht nahm, ſah man ihm an ... Ein heitrer Menſch war er nicht .... Alle die Stunden, die ſie mit ihm verbracht, waren in ihrer Erinnerung wie von einer unbegreiflichen Wehmut umfloſſen. Wenn ſie nur alles von ihm wüßte! Er

hatte ihr ſo wenig, ... nichts, nichts hatte er von ſich erzählt! ... Aber wie ſollte er das auch am erſten Tag? Ah, wenn er ſie nur wirklich kennte! Wenn ſie nur nicht ſo ſchüchtern, ſo unfähig wäre ſich auszudrücken ... Sie muß ihm noch einmal ſchreiben, eh ſie ihn wiederſieht .... Ja, noch heute wird ſie das thun. Der Brief, den ſie ihm geſtern geſchickt, wie war der dumm! Er konnte auf den wahrhaftig nicht anders antworten, als er gethan. Sie durfte weder herausfordernd ſchreiben, noch demütig ... nein, ſie war ja doch ſeine Geliebte! Sie, die hier über die Straßen ging, von all dieſen Leuten, die ihr begegneten, wie ihresgleichen angeſehen, ... ſie war die Geliebte dieſes herrlichen Menſchen, den ſie ſeit ihrer Jugend angebetet. Und wie rückhaltlos, wie ohne Ziererei hatte ſie ſich ihm hingegeben, — keine von allen Frauen, die ſie kannte, hätte das gethan! .... Ah, und ſie thäte noch mehr! O ja! ſie würde auch bei ihm leben, ohne ſeine Frau zu ſein, und es wäre ihr ſehr gleichgiltig, was die Leute ſagten .... ſie wäre ſogar ſtolz darauf! Und ſpäter würde er ſie ja doch heiraten .... ganz gewiß. Sie war auch eine ſo vortreffliche Hausfrau .... Und wie wohl mußte ihm das thun, nach den ungeordneten

Wanderjahren in einem wohlbeſtellten Hausweſen zu leben, ein braves Weib an ſeiner Seite, das nie einen Anderen geliebt als ihn.

Sie war wieder zuhauſe und richtete ſich noch, bevor das Mittageſſen aufgetragen wurde, alles zum Schreiben her. Sie aß in fieberhafter Ungeduld, ſie nahm ſich kaum Zeit, ihrem Buben vorzuteilen und vorzuſchneiden, dann ließ ſie ihn durch das Dienſtmädchen auskleiden und zum Nachmittagsſchlaf ins Bett legen, was ſie ſonſt immer ſelbſt that, ſetzte ſich zum Schreibtiſch, und die Worte floſſen ihr mühelos aus der Feder als ſei der ganze Brief in ihrem Kopf längſt fertig geweſen.

„Mein Emil, mein Geliebter, mein Alles!

Seit ich wieder zurück bin, hab' ich eine unbezwingbare Luſt, Dir zu ſchreiben und möchte Dir nur immer und immer ſagen, wie glücklich, wie unendlich glücklich Du mich gemacht haſt. Ich war Dir im Anfang böſe, daß Du mir für den Sonntag abgeſchrieben haſt, auch das muß ich Dir geſtehen, weil ich das Bedürfnis habe, Dir Alles zu ſagen, was in mir vorgeht. Leider konnte ich dies nicht, ſolang ich mit Dir zuſammen war; es iſt mir nicht gegeben, aber jetzt finde ich die Worte und Du

mußt es ſchon ertragen, daß ich Dich mit meinem Geſchreibſel langweile. Liebſter, Einziger — ja, das biſt Du, wenn Du auch, wie es ſcheint, nicht ſo ganz davon überzeugt warſt, wie Du es ſein ſollteſt. Ich bitte Dich, glaub' es mir. Schau, ich hab' ja nichts Anderes als dieſe Worte, um es Dir zu ſagen. Emil, ich habe nie, nie jemanden Andern geliebt als Dich — und werde nie einen Andern lieben! Mach' mit mir, was Du willſt, nichts bindet mich an die kleine Stadt, in der ich jetzt lebe, — ja, vielmehr es iſt mir öfter ſchrecklich, hier exiſtiren zu müſſen. Ich will nach Wien ziehen, um in Deiner Nähe zu ſein. O, habe keine Angſt, ich werde Dich nicht ſtören! Ich bin ja nicht allein, habe mein Kind, welches ich abgöttiſch liebe. Ich werde mich einſchränken, und ſchließlich, warum ſoll es mir nicht gelingen, geradeſo wie hier, auch in einer großen Stadt wie Wien, ja vielleicht noch eher, Lectionen zu finden, durch die ich meine Lage aufbeſſern kann. Doch iſt dies Nebenſache, da es ja längſt meine Abſicht war, ſchon wegen meines angebeteten Kindes, wenn es größer wird, nach Wien zu überſiedeln. Du kannſt Dir nicht vorſtellen, wie dumm hier die Menſchen ſind! Und ich kann überhaupt Niemanden mehr anſehen, ſeit ich wieder das

Glück hatte, mit Dir beiſammen zu ſein. Gieb mir einen Rath, mein Liebſter! Doch Du brauchſt Dich nicht zu bemühen, mir einen ausführlichen Brief zu ſchreiben, ich komme jedenfalls noch dieſe Woche nach Wien, ich müßte es jedenfalls wegen einiger dringenden Beſorgungen, und Du kannſt mir dann Alles ſagen, wie Du Dir's denkſt und wie Du's am beſten hältſt. Du mußt mir nur verſprechen, daß Du mich dann, wenn ich in Wien lebe, manchmal beſuchen wirſt; wenn es Dir unangenehm iſt, braucht es ja Niemand zu wiſſen. Aber Du kannſt mir glauben, daß jeder Tag, an dem ich Dich ſehen darf, ein Feſttag für mich ſein wird, und daß es auf der ganzen Welt kein Weſen giebt, das Dich treuer und ſo bis in den Tod liebt wie ich.

Lebe wohl mein Geliebter!

Deine Bertha."

Sie wagte nicht, den Brief zu überleſen, ſie verließ gleich das Haus, um ihn ſelbſt zum Bahnhof zu bringen. Dort ſah ſie Frau Rupius, einige Schritte vor ihr, von einem Dienſtmädchen begleitet, das eine kleine Handtaſche trug. Was ſollte das bedeuten? Sie erreichte Frau Rupius in dem Augenblick, da ſie in den Warteſaal trat. Das Dienſtmädchen legte die Taſche auf den großen Tiſch

in der Mitte, küßte ihrer Herrin die Hand und ging.

„Frau Rupius!“ rief Bertha wie fragend aus.

Frau Rupius reichte ihr freundlich die Hand. „Ich hörte, daß Sie schon wieder zurück sind. Nun, wie ist es Ihnen gegangen?“

„Gut, o sehr gut, aber —“.

„Sie sehen mich ja ganz erschrocken an; nein, Frau Bertha, ich komme wieder zurück — schon morgen. Aus der langen Reise wird nichts, ich habe mich .... zu etwas Anderem entschließen müssen.

„Zu etwas Anderem?“

„Nun ja, zum Bleiben. Morgen bin ich wieder da. Nun, wie ist es Ihnen gegangen?“

„Ich sagte schon: sehr gut.“

„Ja richtig, Sie sagten es schon. Aber Sie wollen ja diesen Brief aufgeben, nicht wahr?“

Jetzt erst bemerkte Bertha, daß sie den Brief an Emil noch in der Hand hielt. Sie betrachtete ihn mit so entzückten Augen, daß Frau Rupius lächelte.

„Soll ich ihn vielleicht mitnehmen? Er soll doch wohl nach Wien.“

„Ja“, sagte Bertha, und als wäre sie glücklich, es endlich aussprechen zu können, setzte sie entschlossen hinzu: „an ihn.“

Frau Rupius nickte wie zufrieden mit dem Kopf, sah Bertha aber garnicht an und antwortete nichts.

„Wie froh ich bin", sagte Bertha, „daß ich Ihnen noch begegnet bin. Sie sind ja die Einzige hier, zu der ich Vertrauen habe, Sie sind ja die Einzige, die so etwas verstehen kann."

„Ach nein", sagte Frau Rupius wie im Traume vor sich hin.

„Ich beneide Sie so, daß Sie heute schon in ein paar Stunden Wien wiedersehen. Wie glücklich sind Sie!"

Frau Rupius hatte sich auf einen der Lederfauteuils am Tisch gesetzt, das Kinn auf eine Hand gestützt, blickte zu Bertha auf und sagte: „Mir scheint doch eher, daß Sie es sind."

„Nein, ich muß doch hier bleiben."

„Warum?" fragte Frau Rupius. „Sie sind ja frei. Aber werfen Sie den Brief doch jetzt in den Kasten, sonst seh' ich die Adresse und weiß dann mehr, als Sie mir sagen wollen."

„Nicht deswegen, aber — ich möchte, daß der Brief noch mit diesem Zug. . . ." Sie eilte rasch in die Vorhalle, warf den Brief ein, war gleich wieder bei Anna, die in derselben ruhigen Haltung dasaß, und fuhr zu reden fort: „Ihnen könnte ich

nämlich Alles ſagen, ja vielmehr, ich wollte ſchon, bevor ich hineinfuhr .... aber denken Sie, wie ſonderbar, da hab' ich mich nicht getraut."

„Damals war wohl auch noch nichts zu erzählen," ſagte Frau Rupius, ohne Bertha anzuſehen.

Bertha ſtaunte. Wie klug war dieſe Frau! Wie durchſchaute ſie die Menſchen! „Nein, damals war noch nichts zu erzählen", wiederholte ſie, indem ſie Frau Rupius mit einer Art von Verehrung anſah „Denken Sie nur, es iſt wohl unglaublich, was ich Ihnen jetzt ſagen werde, aber ich käme mir wie eine Lügnerin vor, wenn ich's verſchwiege.

„Nun?"

Bertha hatte ſich auf einen Seſſel neben Frau Rupius geſetzt und ſprach leiſer, da die Thüre zur Vorhalle offenſtand. „Ich wollte Ihnen nämlich ſagen, Anna, daß mir garnicht ſo iſt, als wenn ich etwas Böſes gethan hätte, nicht einmal etwas Unerlaubtes."

„Das wär' auch nicht ſehr klug."

„Ja, Sie haben ſchon Recht ... ich meinte auch noch mehr: es iſt mir, als wenn ich etwas ganz Gutes, als wenn ich etwas Beſonderes gethan hätte. Ja, Frau Rupius, es iſt nun einmal ſo, ich bin ſtolz ſeitdem!"

„Nun, dazu liegt wohl auch kein Grund vor,“ ſagte Frau Rupius, indem ſie Berthas Hand, die auf dem Tiſch lag, wie in Gedanken ſtreichelte.

„Das weiß ich ja, aber doch bin ich ſo ſtolz und komme mir ganz anders vor, als alle Frauen, die ich kenne. Sehen Sie, wenn Sie wüßten . . . wenn Sie ihn kennten — es iſt eine ſo ſeltſame Geſchichte! Sie dürfen nämlich nicht glauben, daß das eine Bekanntſchaft iſt, die ich kürzlich gemacht habe — ganz im Gegenteil, Sie müſſen wiſſen, ich bin in ihn verliebt, ſeit ich ein ganz junges Mädel war, zwölf Jahre iſt das ſchon her, und lange Zeit hatten wir uns garnicht geſehen, und jetzt — iſt es nicht wunderbar? — jetzt iſt er mein . . mein . . . mein . . . Geliebter!“ Endlich hatte ſie's geſagt, ihr ganzes Geſicht ſtrahlte.

Frau Rupius ſah ſie mit einem Blick an, in dem etwas Spott und ſehr viel Freundlichkeit lag. Sie ſagte: „Ich freue mich, daß Sie glücklich ſind.“

„Sie ſind ja ſo gut! Aber ſehen Sie, es iſt doch andererſeits wieder ſchrecklich, daß wir ſo fern von einander ſind; er lebt in Wien, ich hier, — ich glaube, ich werde das garnicht aushalten. Ich hab' auch nicht mehr das Gefühl, wie wenn ich hierher gehörte, insbeſondere zu meinen Verwandten. Wenn

die es wüßten .... nein, wenn die es wüßten! — Sie würden es übrigens garnicht glauben. Eine Frau wie meine Schwägerin zum Beiſpiel, — nun, ich bin überzeugt, die denkt garnicht daran, daß ſowas überhaupt möglich iſt."

„Aber Sie ſind wirklich ſehr naiv", ſagte Frau Rupius plötzlich, beinahe aufgebracht. Sie lauſchte. „Mir war, als hörte ich den Zug ſchon pfeifen." Sie ſtand auf, ging zu der großen Glasthür, die auf den Perron führt, und ſah hinaus. Der Portier kam und erſuchte um die Fahrkarten, die er markiren wollte. Zugleich ſagte er: „Der Zug nach Wien hat 20 Minuten Verſpätung."

Bertha war aufgeſtanden und zu Frau Rupius getreten. „Warum haben Sie gemeint, daß ich naiv bin?" fragte ſie ſchüchtern.

„Aber Sie kennen ja die Menſchen gar nicht", erwiderte Frau Rupius wie ärgerlich. „Sie haben ja gar keine Ahnung, unter was für Leuten Sie exiſtiren. Ich verſichere Sie, Sie brauchen garnicht ſtolz zu ſein."

„Ich weiß ja, daß es ſehr dumm von mir iſt."

„Ihre Schwägerin — das iſt köſtlich — Ihre Schwägerin —!"

„Was meinen Sie denn?

„Ich meine, daß Ihre Schwägerin auch einen Geliebten gehabt hat.“

„Aber wie kommen Sie auf dieſe Idee!“

„Nun, ſie iſt nicht die Einzige in dieſer Stadt.“

„Ja, es giebt gewiß Frauen, die .... aber Albertine —“

„Und wiſſen Sie, wer es war? Das iſt ſehr amüſant! Herr Klingemann!“

„Nein, das iſt nicht möglich!“

„Allerdings iſt es ſchon lange her; etwa zehn Jahre oder elf.“

„Aber zu der Zeit waren Sie ja ſelbſt noch nicht hier, Frau Rupius.“

„O, ich hab' es aus der beſten Quelle — Herr Klingemann ſelbſt hat's mir erzählt.“

„Herr Klingemann ſelbſt? — Iſt es denn möglich, daß ein Menſch ſo gemein — “

„Das iſt ſogar ganz gewiß.“ Sie ſetzte ſich nieder, auf einen Seſſel neben der Thür, Bertha blieb neben ihr ſtehen und hörte ihr ſtaunend zu. „Ja, Herr Klingemann .... er hat mir nämlich die Ehre erwieſen, gleich als ich in die Stadt kam, mir ſehr lebhaft den Hof zu machen, auf Tod und Leben, wie man ſo ſagt. Sie wiſſen ja ſelbſt, was für ein widerwärtiger Kerl er iſt. Ich hab' ihn

ausgelacht, das hat ihn wahrscheinlich sehr gereizt, und offenbar hat er geglaubt, mich durch die Erzählung seiner Eroberungen von seiner Unwiderstehlichkeit zu überzeugen."

„Aber vielleicht hat er Ihnen Dinge erzählt, die nicht wahr sind."

„Manches wohl, aber diese Geschichte ist zufällig wahr .... Ah, was sind die Männer für ein Gesindel!" Sie sprach es mit dem Ausdruck tiefsten Hasses. Bertha war ganz erschrocken. Nie hatte sie es für möglich gehalten, daß Frau Rupius solche Worte sprechen könnte. „Ja, warum sollen Sie nicht wissen, unter was für Menschen Sie existiren?

„Nein, das hätt' ich nie für möglich gehalten! Wenn das mein Schwager wüßte —!"

„Wenn er es wüßte? Er weiß es so gut wie Sie, wie ich."

„Wie?! Nein, nein!"

„Er hat sie ja erwischt — verstehen Sie mich! ... Herrn Klingemann und Albertine! Sodaß beim besten Willen kein Zweifel möglich war!"

„Ja, um Gotteswillen, was hat er denn da gethan?"

„Nun, Sie sehen ja, er hat sie nicht hinausgeworfen."

„Nun ja, die Kinder . . . . freilich!“

„Ach was, die Kinder! Aus Bequemlichkeit hat er ihr verziehen — und hauptſächlich, weil er dann ſelber thun konnte, was er wollte. Sie ſehen ja, wie er ſie behandelt. Sie iſt doch nichts viel Beſſeres als ſein Dienſtmädchen; Sie ſehen ja, wie gedrückt und elend ſie immer herumſchleicht. Er hat es dahin gebracht, daß ſie ſich von dem Moment an immer wie eine Begnadigte vorkommen mußte, und ich glaube, ſie hat ſogar eine ewige Angſt, daß er die Beſtrafung einmal nachholen könnte. Aber das iſt eine dumme Angſt, er würde ſich um keinen Preis um eine andere Wirtſchafterin umſehen . . . Ah, meine liebe Frau Bertha, wir ſind ja gewiß keine Engel, wie Sie nun aus eigener Erfahrung wiſſen, aber die Männer ſind infam, ſolang . . .“ es war, als zögerte ſie, den Satz zu enden, „ſolang ſie Männer ſind.“

Bertha war wie vernichtet. Weniger wegen der Dinge, die ihr Frau Rupius erzählte, als wegen der Art, in der ſie es gethan. Sie ſchien eine ganz Andere geworden zu ſein, und Bertha war es ganz weh ums Herz. —

Die Perronthür wurde geöffnet, man hörte das leiſe, ununterbrochene Klingeln des Telegraphen.

Frau Rupius stand langsam auf, ihr Gesicht nahm einen milden Ausdruck an, sie reichte Bertha die Hand und sagte: „Verzeihen Sie mir, ich war nur ein bischen ärgerlich. Es kann ja auch sehr schön sein, es giebt sicher auch anständige Menschen . . o gewiß, es kann sehr schön sein!“ Sie blickte auf die Gleise hinaus, als folgte sie den eisernen Linien ins Weite. Dann sagte sie wieder ganz mit der sanften, wohltönenden Stimme, die Bertha so sehr an ihr liebte: „Morgen Abend bin ich wieder zu Hause . . . Ja, richtig, mein Necessaire.“ Sie eilte zum Tisch und nahm ihre Tasche. „Das wär' nämlich furchtbar gewesen, ohne meine zehn Flaschen kann ich nicht reisen! Also leben Sie wohl! Und vergessen Sie doch nicht, daß das Alles seit zehn Jahren vorbei ist.“

Der Zug fuhr ein, sie eilte rasch zu einem Coupé, stieg ein und nickte Bertha noch vom Fenster aus freundlich zu. Bertha versuchte, ebenso heiter zu erwidern, aber sie fühlte, daß das Händewinken, mit dem sie der Scheidenden nachgrüßte, steif und gekünstelt war.

Langsam ging sie wieder nach Hause. Vergeblich suchte sie sich zu überreden, daß sie all das gar nichts anging, weder das längstvergangene Ver-

hältnis ihrer Schwägerin, noch die Niedrigkeit ihres Schwagers, noch die Gemeinheit Klingemanns, noch die sonderbaren Launen dieser unbegreiflichen Frau Rupius. Sie konnte sich's nicht erklären; aber es war ihr, als hätte alles das, was sie gehört, auch irgend eine geheimnisvolle Beziehung zu ihrem Abenteuer. Plötzlich waren die nagenden Zweifel wieder da .... Warum hatte er sie nicht noch einmal sehen wollen? Nicht am Tage drauf, nicht zwei, nicht drei Tage später? Warum? — Er hatte sein Ziel erreicht, das war ihm genug .... Wie hatte sie ihm nur diesen tollen, schamlosen Brief schreiben können? Und eine Angst tauchte in ihr auf .. Wenn er ihn am Ende einer andern Frau zeigte ... mit ihr zusammen sich darüber lustig machte ... Nein, was fiel ihr denn nur ein! An so etwas nur zu denken! ... Es war ja möglich, daß er den Brief nicht beantwortete, in den Papierkorb warf, — aber sonst nichts ... nein ... Im übrigen, nur Geduld, in zwei, drei Tagen ist Alles entschieden. Sie wußte nicht recht, was, aber sie fühlte, daß diese unerträgliche Verirrung in ihr nicht mehr lange dauern konnte. Irgendwie mußte sie sich lösen.

Am späten Nachmittag machte sie wieder einmal mit ihrem Buben einen Gang in den Weingeländen,

aber sie betrat den Friedhof nicht. Dann wandelte sie langsam hinunter und spazierte unter den Kastanien. Sie plauderte mit Fritz, fragte ihn über allerlei aus, ließ sich Geschichten von ihm erzählen, unterrichtete ihn über Manches, wie sie es oft zu thun pflegte, versuchte ihm zu erklären, wie weit die Sonne von der Erde entfernt sei, wie aus den Wolken der Regen komme und wie die Trauben wachsen, aus denen der Wein gemacht wird. Sie ärgerte sich nicht, wie sonst manchmal, wenn der Bub nicht recht aufmerkte, weil sie ganz gut fühlte, daß sie nur sprach, um sich selbst zu zerstreuen. Dann wandelte sie den Hügel hinab und unter den Kastanien wieder der Stadt zu. Bald sah sie Klingemann kommen, aber es machte nicht den geringsten Eindruck auf sie; er sprach sie mit erzwungener Höflichkeit an, hielt immer den Strohhut in der Hand und affectirte einen großen, beinahe düstern Ernst. Er schien sehr gealtert, auch merkte sie, daß seine Kleidung eigentlich gar nicht elegant, sondern geradezu vernachlässigt sei. Sie mußte sich ihn plötzlich in einer zärtlichen Umarmung mit ihrer Schwägerin vorstellen und war sehr angewidert. Später setzte sie sich auf eine Bank und sah zu, wie Fritz mit andern Kindern spielte, immer mit gespannter Auf-

merkſamkeit, um nicht an Anderes denken zu müſſen.

Am Abend war ſie bei den Verwandten. Sie hatte die Empfindung, als hätte ſie Alles längſt geahnt; denn wie wäre ihr ſonſt die Art der Beziehungen zwiſchen Schwager und Schwägerin nicht früher aufgefallen. Der Schwager machte wieder ſeine Scherze über Berthas Reiſe nach Wien, er fragte, wann ſie wieder hineinfahren und ob man nicht bald von ihrer Verlobung hören würde. Bertha ging auf die Scherze ein und erzählte, daß ſich mindeſtens ein Dutzend um ihre Hand bewürben, darunter ein Miniſter; aber ſie fühlte, daß nur ihre Lippen ſprächen und lächelten, während ihre Seele ernſt und ſchweigend blieb. Richard ſaß neben ihr und berührte zufällig mit ſeinem Knie das ihre, und als er ihr ein Glas Wein einſchenkte und ſie abwehrend ſeine Hand ergriff, fühlte ſie eine wohlige Wärme an ihrem Arme bis in die Schulter gleiten. Sie war darüber zufrieden. Es ſchien ihr, ſie beginge jetzt eine Untreue. Und das war ganz recht: ſie wollte, Emil wüßte, daß ihre Sinne wach wären, daß ſie geradeſo war, wie andere Weiber, und daß ſie ſich von dem jungen Neffen gerade ſo umarmen laſſen konnte, wie von ihm ... Ah ja, wüßte er es nur! Das hätte ſie

ihm ſchreiben ſollen! Nicht den demütig lüſternen Brief . . . Aber auch unter dem Wellengang dieſer Gedanken blieb der Grund ihrer Seele ernſt, und ſelbſt ein Gefühl von Verlaſſenheit kam über ſie, weil ſie wußte, daß niemand ahnen konnte, was in ihr vorging.

Als ſie dann allein durch die leeren Straßen nach Hauſe ging, begegnete ſie einem Offizier, den ſie vom Sehen kannte, mit einer hübſchen Frauensperſon, die ſie noch nie geſehen. Sie dachte: offenbar eine aus Wien. Denn es war ihr bekannt, daß die Offiziere manchmal derartige Beſuche erhielten. Sie hatte ein Gefühl des Neides gegen dieſe Frau, ſie wünſchte, daß auch ſie jetzt von einem hübſchen, jungen Offizier nach Hauſe begleitet werden könnte . . . Warum auch nicht? . . . Alle ſind ſchließlich ſo . . und ſie iſt jetzt auch keine anſtändige Frau mehr! Emil glaubt es ja auch nicht, und es iſt Alles ſo egal!

Sie kommt nach Hauſe, entkleidet ſich, legt ſich zu Bett. Aber es iſt zu ſchwül. Sie ſteht noch einmal auf, geht zum Fenſter, öffnet es; draußen iſt es ganz dunkel. Vielleicht ſieht ſie jetzt Jemand am Fenſter ſtehen, ſieht ihre Haut durchs Dunkel leuchten . . . . Ja, wenn ſie nur Einer ſo ſähe, es

wäre ihr ganz recht! .... Dann legt ſie ſich wieder ins Bett .... Ach ja, ſie iſt nicht beſſer als die Andern! Und es iſt auch gar nicht notwendig, daß ſie's iſt .... Die Gedanken verſchwimmen ihr . .. Ja, und er iſt d'ran ſchuld, er hat ſie dazu gemacht, er hat ſie einmal genommen wie Eine von der Straße — und dann fort mit Dir! ... Ah, pfui, pfui — ſind die Männer infam! — Und doch ... es war ſchön .....

Sie ſchläft. —

* * *

Am nächſten Morgen fiel ein langſamer, warmer Regen. So konnte Bertha ihre ungeheure Ungeduld leichter ertragen, als wenn die Sonne herunterbrannte. Es war ihr, als hätte ſich während des Schlafes Manches in ihr geglättet. In der grauen Milde dieſes Morgens erſchien Alles ſo einfach und durchaus nicht merkwürdig. Morgen wird der Brief da ſein, den ſie erwartet, und heute iſt ein Tag wie hundert andere. Sie gab ihre Lektionen. Mit ihrem Neffen war ſie heute ſehr ſtreng und klopfte ihm auf die Finger, als er gar zu ſchlecht ſpielte. Er war ein fauler Schüler, nichts weiter.

Nachmittag kam ſie auf eine Idee, die ihr ſelbſt

höchſt lobenswürdig vorkam. Schon lange hatte ſie ſich vorgenommen, ihren Buben leſen zu lehren, heute ſollte der Anfang gemacht werden, und ſie plagte ſich richtig eine gute Stunde damit, ihm einige Buchſtaben beizubringen.

Es regnete noch immer; ſchade, daß man nicht ſpazieren gehen konnte! Der Nachmittag wird lang, ſehr lang werden. Sie ſollte doch endlich zu Rupius gehen. Es iſt häßlich, daß ſie noch nicht bei ihm war, ſeit ſie zurück iſt. Es iſt wohl möglich, daß er ſich ein wenig vor ihr ſchämt, weil er neulich ſo große Worte gebraucht, und nun bleibt Anna doch bei ihm.

Sie verließ das Haus. Trotz des Regens ging ſie vorerſt hinaus ins Freie. So ruhig wie heute war ſie lange nicht geweſen, ſie freute ſich dieſes Tages ohne Aufregung, ohne Angſt, ohne Erwartung. Könnte es doch immer ſo ſein! Es war wunderbar, mit welcher Gleichgiltigkeit ſie an Emil dachte. Am liebſten hätte ſie gar nichts mehr von ihm hören und dieſe Ruhe für alle Zeit bewahren wollen . . Ja, ſo war es ſchön und gut. In der kleinen Stadt leben, die paar Lektionen geben, die doch keine große Anſtrengung verurſachten, den Buben aufziehen, ihn leſen, ſchreiben, rechnen lehren! — War denn das,

was ſie in den letzten Tagen erlebt, ſo viel Kummer, — ja ſo viel Demütigung wert? . . . Nein, ſie war zu ſolchen Dingen nicht geſchaffen. Es war ihr, als klänge ihr der Lärm der großen Stadt, der ſie das letzte Mal nicht geſtört, jetzt erſt in den Ohren; und ſie freute ſich der ſchönen Stille, die ſie hier umgab.

So erſchien ihr die tiefe Ermattung, darein ihre Seele nach den ungewohnten Erregungen verſunken war, wie eine endgiltige Beruhigung . . . Und doch, ſchon nach kurzer Zeit, als ſie ſich der Stadt wieder zuwandte, ſchwand dieſe innere Ruhe allmählich, und unbeſtimmte Ahnungen von neuen Aufregungen und Leiden erwachten. Der Anblick eines jungen Paars, das an ihr vorüber ging, eng aneinander gepreßt, unter aufgeſpanntem Regenſchirm, jagte die Sehnſucht nach Emil in ihr auf; ſie wehrte ſich nicht dagegen, denn ſie wußte ſchon: in ihr war Alles ſo umgewühlt, daß jeder Hauch Anderes und meiſt das Unvermutete an die Oberfläche ihrer Seele brachte.

Es dämmerte, als Bertha zu Herrn Rupius ins Zimmer trat. Er ſaß am Tiſch, eine Mappe mit Bildern vor ſich. Die Hängelampe war angezündet. Er ſah auf und erwiderte ihren Gruß. Dann ſagte er: „Sie ſind ja ſchon ſeit vorgeſtern

Abend wieder zurück.“ Es klang wie ein Vorwurf, und Bertha fühlte ſich ſchuldig. „Nun, ſetzen Sie ſich“, fuhr er fort, „und erzählen Sie mir, was Sie in der Stadt erlebt haben.“

„Erlebt hab' ich nichts. Im Muſeum bin ich geweſen, hab' auch manche von Ihren Bildern wieder erkannt.“

Rupius antwortete nichts.

„Ihre Frau kommt noch heute Abend zurück?“

„Ich glaube nicht.“ Er ſchwieg; dann ſagte er mit abſichtlicher Trockenheit: „Ich muß Sie um Entſchuldigung bitten, daß ich Ihnen neulich Dinge geſagt, die Sie ja unmöglich intereſſiren können. Im übrigen glaub' ich nicht, daß meine Frau heute wiederkommen wird.“

„Aber . . . Sie ſagte mir ja ſelbſt . . . .“

„Ja, auch mir. Sie wollte mir einfach den Abſchied erſparen, vielmehr die Komödie des Abſchieds. Damit mein' ich gar nicht etwas Verlogenes, ſondern nur die Dinge, die das Abſchiednehmen zu begleiten pflegen: gerührte Worte, Thränen . . . Nun, genug davon. Werden Sie mir zuweilen Geſellſchaft leiſten? Ich werde nämlich ziemlich allein ſein, wenn meine Frau nicht mehr bei mir iſt.“ Der Ton, in dem er das Alles ſagte, ſtimmte in

seiner Schärfe so wenig zu dem Inhalt seiner Rede, daß Bertha vergeblich nach einer Erwiderung suchte. Aber Rupius sprach gleich weiter: „Nun, und außer dem Museum, was haben Sie noch gesehen?“

Bertha begann mit großer Geschäftigkeit allerlei von ihrer Wiener Reise zu erzählen, auch von einem Jugendfreund berichtete sie, den sie nach langer Zeit wieder getroffen, und zwar, wie sonderbar! gerade vor dem Falckenborgischen Bild. Während sie so von Emil sprach, ohne seinen Namen zu nennen, wuchs ihre Sehnsucht ins Ungemessene, und sie dachte daran, ihm heute noch einmal zu schreiben.

Da sah sie, wie Rupius die Augen starr auf die Thüre geheftet hielt. Seine Frau war eingetreten, kam lächelnd auf ihn zu, sagte: „Da bin ich wieder“, küßte ihn auf die Stirn und reichte Bertha ihre Hand zum Gruß. „Guten Abend, Frau Rupius“, sagte Bertha, höchst erfreut. Herr Rupius sprach kein Wort, doch sein Antlitz schien in heftiger Bewegung. Frau Rupius, die noch den Hut nicht abgelegt hatte, wandte sich einen Augenblick ab, da bemerkte Bertha, wie Rupius sein Gesicht auf beide Hände stützte und in sich hinein zu schluchzen begann.

Bertha ging. Sie war froh, daß Frau Rupius

wiedergekommen war, es ſchien ihr wie eine gute Vorbedeutung. Morgen früh ſchon konnte der Brief da ſein, der vielleicht ihr Schickſal entſchied. Mit ihrer Ruhe war es wieder ganz vorbei; doch war ihr Weſen von einer anderen Sehnſucht erfüllt als früher. Sie wollte ihn nur da haben, in ihrer Nähe, ſie hätte ihn nur ſehen, an ſeiner Seite gehen wollen. Am Abend, nachdem ſie ihren Buben zu Bett gebracht, blieb ſie noch lang allein im Speiſezimmer; ſie ſpielte auch ein paar Akkorde auf dem Klavier, dann trat ſie ans Fenſter und ſah ins Dunkle hinaus. Der Regen hatte aufgehört, die Erde trank die Feuchtigkeit ein, noch hingen die Wolken ſchwer über dem Land. Berthas ganzes Weſen wurde Sehnſucht, Alles in ihr rief nach ihm, ihre Augen ſuchten ihn aus der Dunkelheit hervorzuſchauen, ihre Lippen hauchten einen Kuß in die Luft, als könnte er die ſeinen erreichen, und unbewußt, als müßten ihre Wünſche in die Höhe, fort von allem Andern, was ſie umgab, flüſterte ſie, indem ſie zum Himmel aufſchaute: „Gieb mir ihn wieder!“ . . Nie war ſie ſo ſein geweſen als in dieſem Augenblick. Ihr war, als liebte ſie ihn jetzt zum erſten Male. Nichts von Allem war beigemiſcht, was ſonſt ihr Gefühl trübte, keine Angſt,

keine Sorge, kein Zweifel, Alles in ihr war die reinſte Zärtlichkeit, und als jetzt ein leichter Wind herangeweht kam und ihre Stirnhaare bewegte, war ihr, als käme der Hauch von ihm.

Am nächſten Morgen kam kein Brief. Bertha war ein wenig enttäuſcht, aber nicht beunruhigt. Bald erſchien Elly, die plötzlich eine große Luſt bekommen hatte, mit dem Buben zu ſpielen. Das Dienſtmädchen brachte vom Markt die Nachricht, daß man von Rupius aus ſehr eilig zum Arzt geſchickt hätte, doch wußte ſie nicht, ob Herr oder Frau Rupius erkrankt ſei. Bertha beſchloß, noch vor Tiſch ſelbſt anzufragen. Sie gab ihre Lection bei Mahlmanns ſehr zerſtreut und nervös, dann ging ſie zu Rupius. Das Dienſtmädchen ſagte ihr, die gnädige Frau wäre erkrankt und läge zu Bett, es ſei nichts Gefährliches, aber Doktor Friedrich habe Beſuche ſtreng verboten. Bertha erſchrak. Sie hätte gern Herrn Rupius geſprochen, aber ſie wollte nicht zudringlich ſein.

Nachmittags verſuchte ſie, den Unterricht ihres Buben fortzuſetzen, aber es wollte ihr nicht gelingen. Wieder war ihr, als würden durch die Erkrankung Annas ihre eigenen Hoffnungen beeinflußt; wenn Anna geſund wäre, müßte auch der Brief ſchon da

sein. Sie wußte, daß das ganz unsinnig war, aber sie konnte sich nicht dagegen wehren.

Nach fünf Uhr begab sie sich wieder zu Rupius. Das Mädchen ließ sie ein. Herr Rupius wollte sie selbst sprechen. Er saß in seinem Sessel am Tische. „Nun?“ fragte Bertha.

„Eben ist der Doktor drin; wenn Sie ein paar Minuten warten wollen . . .“

Bertha getraute sich nicht zu fragen. Beide schwiegen. Nach ein paar Sekunden trat Doktor Friedrich heraus. „Nun, es läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen“, sagte er langsam, und setzte mit einem plötzlichen Entschluß hinzu: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, es ist durchaus notwendig, daß ich mit Herrn Rupius allein rede.“

Rupius zuckte zusammen. Bertha sagte mechanisch: „So will ich nicht stören“ und entfernte sich. Aber in ihrer Erregung war es ihr unmöglich, nach Hause zu gehen, und sie nahm den Weg zwischen den Rebengeländen dem Friedhofe zu. Sie fühlte, daß irgend etwas Geheimnisvolles in jenem Hause vorging. Es kam ihr der Gedanke, ob Anna nicht einen Selbstmordversuch gemacht haben könnte. Wenn sie nur nicht stirbt, dachte sie. Und zugleich war der Gedanke da: wenn nur ein lieber Brief

von Emil kommt! Sie ſchien ſich von lauter Gefahren umgeben. Sie betrat den Friedhof. Es war heute ein ſchöner, warmer Sommertag und die Blüten und Blumen dufteten neu nach dem geſtrigen Regen. Bertha ging den gewohnten Weg bis zum Grab ihres Mannes. Aber ſie fühlte, daß ſie hier garnichts zu ſuchen hatte. Es war ihr beinah peinlich, die Worte auf dem Grabſtein zu leſen, die ihr nicht das Geringſte mehr bedeuteten: Victor Mathias Garlan, geſtorben am 6. Juni 1895. Jetzt ſchien ihr irgend ein Spaziergang mit Emil vor zehn Jahren näher zu liegen als die Jahre, die ſie an der Seite ihres Mannes verbracht. Das war überhaupt garnichts mehr ... ſie hätte garnicht daran geglaubt, wenn Fritz nicht auf der Welt geweſen wäre .... Plötzlich fuhr ihr durch den Sinn: Fritz iſt garnicht ſein Sohn ... am Ende iſt er Emils Sohn ... Sind ſolche Dinge nicht am Ende möglich? ... Und es war ihr in dieſem Augenblick, als könnte ſie die Lehre vom heiligen Geiſt verſtehen ... Dann erſchrak ſie ſelbſt über das Unſinnige ihrer Gedanken. Sie blickte auf den breiten Weg der von dem Thor des Kirchhofs geradlinig bis zur gegenüber liegenden Mauer zog, und mit einem Mal wußte ſie ganz beſtimmt, daß man in wenigen Tagen den Sarg mit der Leiche

der Frau Rupius dieſen Weg tragen würde. Sie wollte dieſen Gedanken verſcheuchen, aber er war in völliger Bildhaftigkeit da, der Leichenwagen ſtand vor dem Thor; dort, dieſes Grab, das zwei Männer eben aufſchaufelten, war für Frau Rupius beſtimmt; und Herr Rupius wartete am offenen Grab. Er ſaß in ſeinem Rollſtuhl, den Plaid auf den Knieen, und ſtarrte dem Sarg entgegen, den die ſchwarzen Männer langſam herantragen .... Das war mehr als eine Ahnung, das war ein Wiſſen .... Aber woher kam ihr das? — Jetzt hörte ſie Leute hinter ſich reden; zwei Frauen kamen an ihr vorüber, die eine war die Witwe eines Oberſtleutnants, der vor Kurzem geſtorben war, die andere die Tochter; Beide grüßten ſie und ſchritten langſam weiter. Bertha dachte, daß dieſe beiden Frauen ſie für eine treue Witwe halten würden, die noch immer ihren Gatten beweinte; ſie kam ſich wie eine Lügnerin vor und entfernte ſich eilig. Vielleicht war irgend eine Nachricht da, am Ende ein Telegramm von Emil — das wäre ja nichts Beſonderes ... ſie ſtanden einander doch nah genug ... Ob Frau Rupius noch daran denkt, was Bertha ihr auf dem Bahnhof geſagt, ob ſie vielleicht im Fieber davon redet ... Uebrigens iſt das ja ſo gleichgültig. Wichtig iſt

nur, daß Emil ſchreibt und daß Frau Rupius geſund wird . . . Sie muß noch einmal hin, ſie muß Herrn Rupius ſprechen, er wird ihr ſchon ſagen, was der Arzt von ihm wollte . . . Und ſie eilt zwiſchen den Rebengeländen den Hügel hinab, nach Hauſe . . . . Nichts iſt gekommen, kein Brief, kein Telegramm . . . Fritz iſt mit dem Mädchen ausgegangen. Ah, wie allein iſt ſie! Sie eilt wieder zu Rupius, das Mädchen öffnet ihr. Es geht ſehr ſchlecht, Herr Rupius iſt nicht zu ſprechen . . . .

„Was fehlt ihr denn? Wiſſen Sie nicht, was der Doktor geſagt hat?“

„Eine Entzündung, hat der Doktor g'ſagt.“

„Was für eine Entzündung?“

„Oder hat er gar g'ſagt, eine Blutvergiftung. Es wird gleich eine Wärterin vom Spital kommen.“

Bertha ging. Auf dem Platz vor dem Kaffeehaus ſaßen einige Leute, an einem Tiſch ganz vorn Offiziere, wie gewöhnlich um dieſe Zeit. Die wiſſen nicht, was da oben vorgeht, dachte Bertha, ſonſt könnten ſie nicht da ſitzen und lachen . . . . Blutvergiftung — ja, was hatte das zu bedeuten? . . . Gewiß: es war ein Selbſtmordverſuch! . . . Aber warum? . . . Weil ſie nicht fortreiſen durfte —

oder wollte? — Aber sie wird nicht sterben — nein sie darf nicht sterben!

Um die Zeit hinzubringen, besucht Bertha ihre Verwandten. Nur die Schwägerin ist zuhause, sie weiß schon von der Erkrankung der Frau Rupius, aber das berührt sie nicht sehr, und sie spricht bald von anderen Dingen. Bertha erträgt es nicht und entfernt sich.

Am Abend versucht sie, ihrem Buben Geschichten zu erzählen, dann liest sie die Zeitung, wo sie unter Anderem auch wieder eine Ankündigung des Concerts unter Mitwirkung Emils findet. Es kommt ihr ganz sonderbar vor, daß das Concert noch immer bevorsteht und nicht schon längst vorüber ist.

Sie kann nicht schlafen gehen, ohne noch einmal bei Rupius angefragt zu haben. Sie trifft die Wärterin im Vorzimmer. Es ist diejenige, die Doktor Friedrich immer zu seinen Privatpatienten schickt. Sie hat ein heiteres Antlitz und tröstliche Augen.

„Unser Doktor wird die Frau Rupius schon herausreißen," sagt sie. Und obzwar Bertha weiß, daß diese Wärterin immer Bemerkungen solcher Art macht, fühlt sie sich doch beruhigter. Sie geht nach Hause, legt sich zu Bett und schlummert ruhig ein.

* * *

Am nächsten Morgen wacht sie spät auf. Sie ist ausgeschlafen und frisch. Auf dem Nachtkästchen liegt ein Brief. Jetzt erst besinnt sie sich: Frau Rupius ist schwer krank, und das ist ein Brief von Emil. Sie greift so eilig nach ihm, daß der kleine Leuchter heftig schwankt, reißt das Couvert herunter und liest:

„Meine liebe Bertha! Vielen Dank für Deinen schönen Brief. Er hat mich sehr gefreut. Aber Deine Idee, für immer nach Wien zu kommen, mußt Du Dir doch noch sehr wohl überlegen. Die Verhältnisse hier liegen ganz anders, als Du Dir vorzustellen scheinst. Es ist selbst für den einheimischen, gut accreditirten Musiker mit der größten Mühe verbunden, halbwegs anständig bezahlte Lectionen zu bekommen, für Dich wäre es — wenigstens im Beginn — fast ein Ding der Unmöglichkeit. Zuhause hast Du Deine gesicherte Existenz, Deinen Kreis von Verwandten und Freunden, Dein Heim, und schließlich, es ist der Ort, an dem Du mit Deinem Gatten gelebt hast, wo Dein Kind auf die Welt gekommen ist, und dort ist Dein Platz. Alles das aufzugeben, um Dich in den aufreibenden Concurrenzkampf der Großstadt zu stürzen, hieße sehr thöricht handeln. Ich rede absichtlich nichts von der Rolle, welche Deine Sympathie für mich (Du

weißt, ich erwidre ſie von ganzem Herzen) in Deinen Erwägungen zu ſpielen ſcheint, aber das würde die ganze Frage auf ein anderes Gebiet hinüber ſpielen und das ſoll nicht geſchehen. Ich nehme kein Opfer von Dir an, unter keiner Bedingung. Daß ich Dich gern und zwar bald wieder ſehen möchte, braucht wohl keiner Verſicherung, denn ich wünſche nichts ſehnlicher, als wieder eine ſolche Stunde mit Dir zu verleben wie die, welche Du mir neulich geſchenkt haſt (und für die ich Dir ſehr dankbar bin). Richte Dir's doch ſo ein, mein Kind, daß Du etwa alle vier bis ſechs Wochen auf einen Tag und eine Nacht nach Wien kommen kannſt. Wir wollen noch öfter recht glücklich ſein, hoff' ich. In den nächſten Tagen kann ich Dich zu meinem Bedauern nicht ſehen, auch verreiſe ich gleich nach meinem Concert, ich muß in London ſpielen (Seaſon), von dort fahre ich nach Schottland. Alſo auf ein frohes Wiederſehen im Herbſt. Ich grüße Dich und küſſe die ſüße Stelle hinter Deinem Ohr, die ich am meiſten liebe.

Dein Emil."

Als Bertha dieſen Brief zu Ende geleſen, ſaß ſie noch eine Weile aufrecht im Bett. Es ging wie ein Schauer durch ihren Leib. Sie war nicht

überraſcht, ſie wußte, daß ſie keinen anderen Brief erwartet hatte. Sie ſchüttelte ſich . . . Alle vier bis ſechs Wochen . . . vortrefflich! — Ja, für einen Tag und für eine Nacht . . . . Pfui, Pfui! . . . Und was für eine Angſt er hatte, daß ſie nach Wien käme . . . Und nun gar zum Schluß dieſe Bemerkung, als hätte er es darauf abgeſehen, ſozuſagen noch aus der Ferne ihre Sinne zu reizen, weil ja das ſeine einzige Art war, mit ihr zu verkehren . . . . Ah, pfui, pfui! . . . was für eine . . . war ſie geweſen! — Es ekelt ſie — ekelt ſie! . . . . Sie ſpringt aus dem Bett, kleidet ſich an . . . . Nun ja, was weiter? . . . Es war aus, aus, aus! Er hatte keine Zeit für ſie — gar keine Zeit! . . . Vom Herbſt an alle ſechs Wochen eine Nacht. . . . Ja, ſofort, mein Herr, ich gehe auf Ihren ehrenvollen Antrag mit Vergnügen ein — ich wünſche mir ja nichts Beßres! Ich werde weiter hier verſauern, Lectionen geben, verblöden in dieſem Neſt . . . Sie werden weiter Geige ſpielen, den Weibern den Kopf verdrehen, reiſen, reich und berühmt und glücklich ſein — und alle vier bis ſechs Wochen darf ich auf eine Nacht in irgend einem ſchäbigen Zimmer, wo Sie Ihre Frauenzimmer von der Straße hinführen, in einem Bett, wo ſo und ſo Viele vor mir gelegen

ſind .... pfui, pfui, pfui! ... Raſch fertig gemacht — zu Frau Rupius. . . Anna iſt krank, ſchwerkrank — was geht mich alles Andere an?

Bevor ſie fortging, herzte ſie ihren Buben, und die Stelle aus dem Brief fiel ihr ein: hier, wo Dein Kind zur Welt gekommen iſt, biſt Du zuhauſe . . . Ja, ſo war es auch, aber er hatte es nicht geſagt, weil es wahr iſt, ſondern nur, um nicht in die Gefahr zu kommen, ſie öfter ſehen zu müſſen als alle ſechs Wochen einmal.

Fort, fort! . . . Warum zitterte ſie denn gar nicht für Frau Rupius? .... Ah, ſie wußte ſchon, es war ihr ja geſtern Abend beſſer gegangen. — Wo war nur der Brief? .... Sie hatte ihn wieder ganz mechaniſch ins Mieder geſteckt.

Die Offiziere ſaßen vor dem Kaffeehaus und frühſtückten; ganz beſtaubt waren ſie, ſie kamen ſchon von der Feldübung zurück. Einer ſah Bertha nach, ein ganz junger, er mußte erſt vor Kurzem eingerückt ſein .... Bitte ſehr, ich bin ganz zu Ihrer Verfügung, in Wien bin ich nur alle vier bis ſechs Wochen beſchäftigt . . . bitte, ſagen Sie nur, wann Sie es wünſchen . . .

Die Balkonthür war offen, über dem Ge-

länder hing die rotſamtene Clavierdecke. Nun, offenbar, Alles war wieder in Ordnung, — würde ſonſt die Decke auf dem Balkon hängen? . . . Freilich, alſo vorwärts, hinauf ohne Angſt! . . .

Das Mädchen öffnet. Bertha braucht ſie nichts zu fragen, in ihren aufgeriſſenen Augen iſt der Ausdruck von entſetztem Staunen, wie ihn nur die Nähe eines grauenvollen Sterbens hervorbringt. Bertha tritt ein, zuerſt in den Salon, die Thür zum Schlafzimmer iſt flügelweit geöffnet.

Von der Wand fortgerückt, in der Mitte des Zimmers ſteht das Bett, frei von allen Seiten. Am Fußende ſitzt die Wärterin, ſehr müde, mit auf die Bruſt geſunkenem Kopf, zu Häupten in ſeinem Rollſeſſel Herr Rupius. Das Zimmer iſt ſo dunkel, daß Bertha erſt, wie ſie ganz nah tritt, das Geſicht von Anna deutlich ſehen kann. Sie ſcheint zu ſchlafen. Bertha tritt näher. Sie hört den Atem Annas, er iſt gleichmäßig, aber unbegreiflich raſch, nie hat ſie ein menſchliches Weſen ſo atmen gehört. Jetzt fühlt Bertha die Blicke der beiden Andern auf ſich gerichtet. Nur einen Augenblick wundert ſie ſich, daß man ſie ſo ohne weiteres hereingelaſſen, dann begreift ſie, daß jetzt alle Vorſichtsmaßregeln

überflüssig geworden sind; diese Sache ist entschieden.

Noch zwei Augen richteten sich plötzlich auf Bertha. Frau Rupius selbst hatte die ihren aufgeschlagen und betrachtete die Freundin mit Aufmerksamkeit. Die Wärterin machte Bertha Platz und ging ins Nebenzimmer. Bertha setzte sich und rückte näher heran. Sie sah, wie Anna ihr eine Hand langsam entgegenhielt und ergriff sie. „Liebe Frau Rupius", sagte sie. „Nicht wahr, es geht Ihnen jetzt schon viel besser." Sie fühlte, daß sie wieder etwas Ungeschicktes sagte, aber sie fand sich darein. Es war nun einmal ihr Los dieser Frau gegenüber, noch in der letzten Stunde.

Anna lächelte; sie sah so blaß und jung aus wie ein Mädchen. „Ich danke Ihnen, liebe Bertha", sprach sie.

„Aber liebe, liebe Anna, wofür denn?" Sie hatte die größte Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten. Zugleich aber war sie sehr neugierig zu erfahren was denn eigentlich geschehen war.

Ein langes Schweigen entstand. Anna schloß die Augen wieder und schien zu schlafen, Herr Rupius saß regungslos da; Bertha sah bald auf die Kranke, bald auf ihn. Sie dachte: Jedenfalls

muß ich warten. Was Emil ſagen würde, wenn ſie plötzlich tot wäre? Ah, das thäte ihm doch ein wenig leid, wenn er ſo denken müßte: die ich vor ein paar Tagen in meinen Armen hielt, jetzt verweſt ſie. Er würde ſogar weinen. Ja in dieſem Fall würde er weinen . . . ein ſo elender Egoiſt er ſonſt iſt . . . . Ah, wohin flogen denn wieder ihre Gedanken? Hielt ſie nicht immer noch die Hand der Freundin in der ihren? O, wenn ſie ſie retten könnte! . . Wer war nun übler dran! Dieſe, die da ſterben mußte, oder ſie, die man ſo ſchmählich betrogen hatte? War denn das notwendig, wegen einer Nacht? . Ah, das klang noch viel zu ſchön! . . wegen einer Stunde — ſie ſo zu erniedrigen, ſie zu ruiniren — war das nicht gewiſſenlos, frech? . . . Wie haßte ſie ihn! wie haßte ſie ihn! . . . Wenn er nur in ſeinem nächſten Concert ſtecken bliebe, daß ihn alle Leute auslachten und er ſich ſchämen müßte und in allen Zeitungen ſtände: Herr Emil Lindbach iſt fertig, vollkommen fertig. Und alle ſeine Geliebten würden ſagen: Ah, fällt mir gar nicht ein! ein Geigenſpieler, der ſtecken bleibt . . . ! . . . Ja, dann würde er ſich wohl ihrer erinnern, der Einzigen, die ihn ſeit ihrer Kindheit, die ihn wahrhaft geliebt . . . und die er nun ſo niederträchtig behandelte! . . .

Dann müßte er doch zurück und sie um Verzeihung bitten, — und sie würde ihm sagen: Siehst Du, Emil, siehst Du, Emil . . . denn etwas Gescheiteres fiele ihr natürlich nicht ein . . . . . Da denkt sie nun schon wieder an ihn, immer an ihn — und hier stirbt Eine, und sie sitzt am Bett, und dieser Schweigende dort ist der Gatte . . . . . So still ist es, nur von der Straße her, über den Balkon, durch die offene Thür wie hereingetragen, verwirrtes Geräusch — Menschenstimmen, Räderrollen, das Glockensignal eines Radfahrers, ein Säbel, der über's Pflaster scheppert, dazwischen Gezwitscher von Vögeln — aber all das ist so fern, gehört so gar nicht dazu . . .

Anna wird unruhig, sie wirft den Kopf hin und her — oft, rasch, immer rascher . . . Eine Stimme hinter Bertha sagt leise: „Jetzt fängt's an." Bertha wandte sich um. Es war die Wärterin mit dem heiteren Gesicht; aber Bertha sah jetzt, daß dieser Ausdruck gar keine Heiterkeit bedeutete, sondern nur den erstarrten Versuch, nie einen Schmerz merken zu lassen, und sie fand dieses Gesicht unbeschreiblich furchtbar . . . Wie hatte sie gesagt? . . . Jetzt fängt es an . . . . ja, wie ein Concert oder eine Theatervorstellung . . . . . Und sie erinnerte sich daran, daß

einmal auch an ihrem Bett dieſelben Worte geſprochen wurden, damals als ihre Wehen begannen . . . . .

Anna öffnete plötzlich die Augen, ſehr weit, ſehr groß; heftete ſie auf ihren Mann und ſagte ganz vernehmlich, indem ſie ſich vergeblich aufzurichten trachtete: „Nur Dich, nur Dich . . . . glaub' mir, nur Dich hab' ich . . . . .“ Das letzte Wort war nicht zu verſtehen, aber Bertha errieth es.

„Ich weiß,“ ſagte Rupius. Dann beugte er ſich herab und küßte die Sterbende auf die Stirn. Anna ſchlang die Arme um ihn, ſeine Lippen weilten lange auf ihren Augen. Die Wärterin war wieder hinausgegangen. Plötzlich ſtieß Anna ihren Mann von ſich, ſie kannte ihn nicht mehr, ihr Bewußtſein war dahin. Bertha ſtand ſehr erſchrocken auf, blieb aber am Bette ſtehen. Herr Rupius ſagte zu Bertha: „Gehen Sie jetzt.“ Sie zögerte.

„Gehen Sie,“ ſagte er noch einmal und ſtreng.

Bertha ſah ein, daß ſie gehen mußte. Auf den Zehenſpitzen entfernte ſie ſich aus dem Zimmer, als könnte das Geräuſch von Schritten Anna noch ſtören. Als ſie ins Vorzimmer kam, ſah ſie eben Doktor Friedrich, der den Ueberzieher ablegte und während dieſer Zeit mit einem jungen Arzt, dem Secundarius des Spitals, ſprach. Er bemerkte Bertha nicht und

ſie hörte ihn Folgendes ſagen: „In jedem andern Falle hätt' ich die Anzeige erſtattet, aber da die Sache ſo ausgeht .... Ueberdies wär' es ein entſetzlicher Skandal, und der arme Rupius litte am meiſten darunter.“ Jetzt ſah er Bertha. „Guten Tag, Frau Garlan.“

„Ja, Herr Doktor, was iſt denn eigentlich?“

Doktor Friedrich ſah den Secundararzt mit einem raſchen Blick an; dann erwiderte er: „Blutvergiftung. Sie wiſſen ja, gnädige Frau, manchmal ſchneidet man ſich in den Finger und ſtirbt daran; die Verletzung iſt nicht immer zu entdecken. Es iſt ein großes Unglück ... ja, ja.“ Er ging ins Zimmer, der Aſſiſtent folgte ihm.

Bertha war wie betäubt, als ſie auf die Straße trat. Was für eine Bedeutung hatten die Worte, die ſie gehört? — Anzeige? — Skandal? Ja, hatte am Ende Rupius ſelbſt ſeine Frau umgebracht? ... Nein, was für ein Unſinn! — Aber irgend etwas war an Anna verübt worden, ganz gewiß .... und es mußte irgend wie mit der Reiſe nach Wien zuſammenhängen: denn in der Nacht nachher war ſie erkrankt .... Und die Worte der Sterbenden fielen ihr ein: Nur Dich, nur Dich hab' ich geliebt! ... Hatte das nicht geklungen wie eine Bitte um

Verzeihung . Nur Dich geliebt — aber einen Andern . . . Gewiß, ſie hatte einen Liebhaber in der Stadt . . . . nun ja, aber was weiter? . . . . Ja, ſie hatte fortreiſen wollen und es doch nicht gethan . . . . Wie hatte ſie nur damals auf dem Bahnhof geſagt . . . . Ich habe mich zu etwas Anderm entſchloſſen . . . . Ja, gewiß, ſie hatte von dem Liebhaber in Wien Abſchied genommen und ſich hier — vergiftet? . . . Aber warum denn, wenn ſie nur ihren Gatten liebte? . . . Und das war keine Lüge! Gewiß nicht! Bertha konnte es nicht verſtehen . . . .

Warum war ſie denn nur fortgegangen? . . . Was ſollte ſie denn jetzt thun? . . . . Sie hatte zu nichts Ruhe. Sie konnte weder nach Hauſe, noch zu ihren Verwandten, ſie mußte wieder zurück . . . . Ob Anna auch hätte ſterben müſſen, wenn heut' ein anderer Brief von Emil gekommen wäre? . . . . Wahrhaftig, ſie verlor den Verſtand . . Das waren ja Dinge, die gar nicht zuſammenhingen — und doch . . . . warum konnte ſie ſie nicht voneinander trennen? —

Wieder eilte ſie die Stiege hinauf. Es war noch keine Viertelſtunde, daß ſie das Haus verlaſſen. Die Thür zur Wohnung ſtand offen, die Wärterin war

im Vorzimmer. „Schon vorbei“, ſagte ſie. Bertha ging weiter. Herr Rupius ſaß ganz allein am Tiſch, die Thür zum Sterbezimmer war geſchloſſen. Er ließ Bertha ganz nah an ſich herankommen, ergriff ihre Hand, die ſich ihm entgegenſtreckte, dann ſagte er: „Warum nur hat ſie's gethan? hat ſie d a s gethan?“

Bertha ſchwieg.

Rupius ſprach weiter. „Es war nicht notwendig — heiliger Himmel es war nicht notwendig! Was gehen mich die anderen Menſchen an — nicht wahr?“

Bertha nickte.

„Auf das Lebendigſein kommt es an — das iſt es. Warum hat ſie das gethan?“ Es klang wie ein verhaltenes Jammern, obzwar er ganz ruhig zu reden ſchien. Bertha weinte.

„Nein, es war nicht notwendig! Ich hätt' es aufgezogen, aufgezogen wie mein eigenes Kind.“

Bertha blickte jäh auf. Mit einem Mal verſtand ſie Alles, und eine furchtbare Angſt durchlief ihr ganzes Weſen. Sie dachte an ſich ſelbſt. Wenn auch ſie in dieſer einen Nacht . . . in dieſer einen Stunde . .?! Ihre Angſt war ſo groß, daß ſie glaubte, die Sinne müßten ihr vergehen. Was ihr bisher kaum als Möglichkeit vorgeſchwebt, ſtand

plötzlich wie eine unbeſtreitbare Gewißheit vor ihr. — Es konnte garnicht anders ſein, der Tod Annas war eine Vorbedeutung, ein Fingerzeig Gottes. Und zugleich tauchte die Erinnerung in ihr auf, an jenen Spaziergang an der Wien vor zwölf Jahren, da Emil ſie geküßt und ſie das erſtemal heiße Sehnſucht nach einem Kind empfunden. Warum hatte ſie keine empfunden, als ſie neulich in ſeinen Armen lag? ... Ja, nun wußte ſie: ſie hatte nichts Anderes wollen als die Luſt eines Augenblicks, ſie war nicht beſſer geweſen als Eine von der Straße, und es wäre nur eine gerechte Strafe des Himmels, wenn auch ſie an ihrer Schande ſo zu Grunde ginge wie die Arme, die da drin lag.

„Ich möchte ſie noch einmal ſehen," ſagte ſie.

Rupius wies auf die Thüre. Bertha öffnete ſie, näherte ſich langſam dem Bett, auf dem die Tote ruhte, betrachtete ſie lange und küßte ſie auf beide Augen. Da überkam ſie eine Ruhe ohnegleichen. Sie wäre am liebſten ſtundenlang bei der Leiche geblieben, in deren Nähe ihre eigenen Enttäuſchungen und Leiden alle Wichtigkeit verloren. Sie kniete am Bette nieder und faltete die Hände, doch ohne zu beten.

Plötzlich flimmerte es ihr vor den Augen,

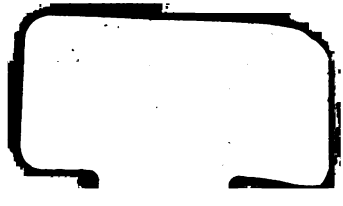
eine wohlbekannte plötzliche Schwäche kam über ſie, ein Schwindel, der ſich gleich verlor. Zuerſt bebte ſie leiſe, dann aber atmete ſie tief und wie erlöſt auf, denn mit dem Hereinbrechen dieſer Ermattung fühlte ſie ja auch, daß in dieſem Augenblick nicht nur ihre Befürchtungen von früher, ſondern der ganze Wahn dieſer wirren Tage, die letzten Schauer einer verlangenden Weiblichkeit, Alles, was ſie für Liebe gehalten, in nichts zu verſtrömen begannen. Und an dieſem Totenbette knieend, wußte ſie, daß ſie nicht von Denen war, die, mit leichtem Sinn beſchenkt, die Freuden des Lebens ohne Zagen trinken dürfen Mit Ekel dachte ſie an die eine Stunde der Luſt, die ihr vergönnt geweſen, und wie eine ungeheure Lüge erſchienen ihr die ſchamloſen Wonnen, die ſie damals gekoſtet, gegenüber der Unſchuld jenes ſehnſüchtigen Kuſſes, deſſen Erinnerung ihr ganzes Daſein verſchönt hatte. Klar hingebreitet in wundervoller Reinheit erſchienen ihr jetzt die Beziehungen, die zwiſchen dem Gelähmten da draußen und dieſer Frau beſtanden hatten, die an ihrem Betruge ſterben mußte. Und während ſie die blaſſe Stirn der Toten betrachtete, mußte ſie an den Unbekannten denken, für den ſie hatte ſterben müſſen und der ſtraflos und wohl auch reuelos draußen in der großen

Stadt herumgehen und weiterleben durfte, wie ein Anderer auch . . . nein, wie tausend und tausend Andere, die neulich ihr Kleid gestreift und sie begehrlich angestarrt hatten. Und sie ahnte das ungeheure Unrecht in der Welt, daß die Sehnsucht nach Wonne ebenso in die Frau gelegt ward, als in den Mann; und daß es bei den Frauen Sünde wird und Sühne fordert, wenn die Sehnsucht nach Wonne nicht zugleich die Sehnsucht nach dem Kinde ist.

Sie erhob sich, warf einen letzten Blick des Abschieds auf die geliebte Freundin und verließ das Sterbegemach. Herr Rupius saß im Nebenzimmer geradeso wie sie ihn verlassen. Ein tiefes Verlangen überkam sie, ihm Worte des Trostes zu sagen. Es war ihr einen Augenblick, als hätte ihre eignes Schicksal nur den einen Sinn gehabt, sie das Elend dieses Mannes ganz verstehen zu machen. Sie hätte gewünscht, ihm das sagen zu können, aber sie fühlte, daß er zu Denen gehörte, die mit ihrem Schmerz allein sein wollen. So setzte sie sich schweigend ihm gegenüber. —

Dan 31.13.

Rosenthal & Co., Berlin SO., Rungestraße 20.

50
H 8

FEB 16 1931